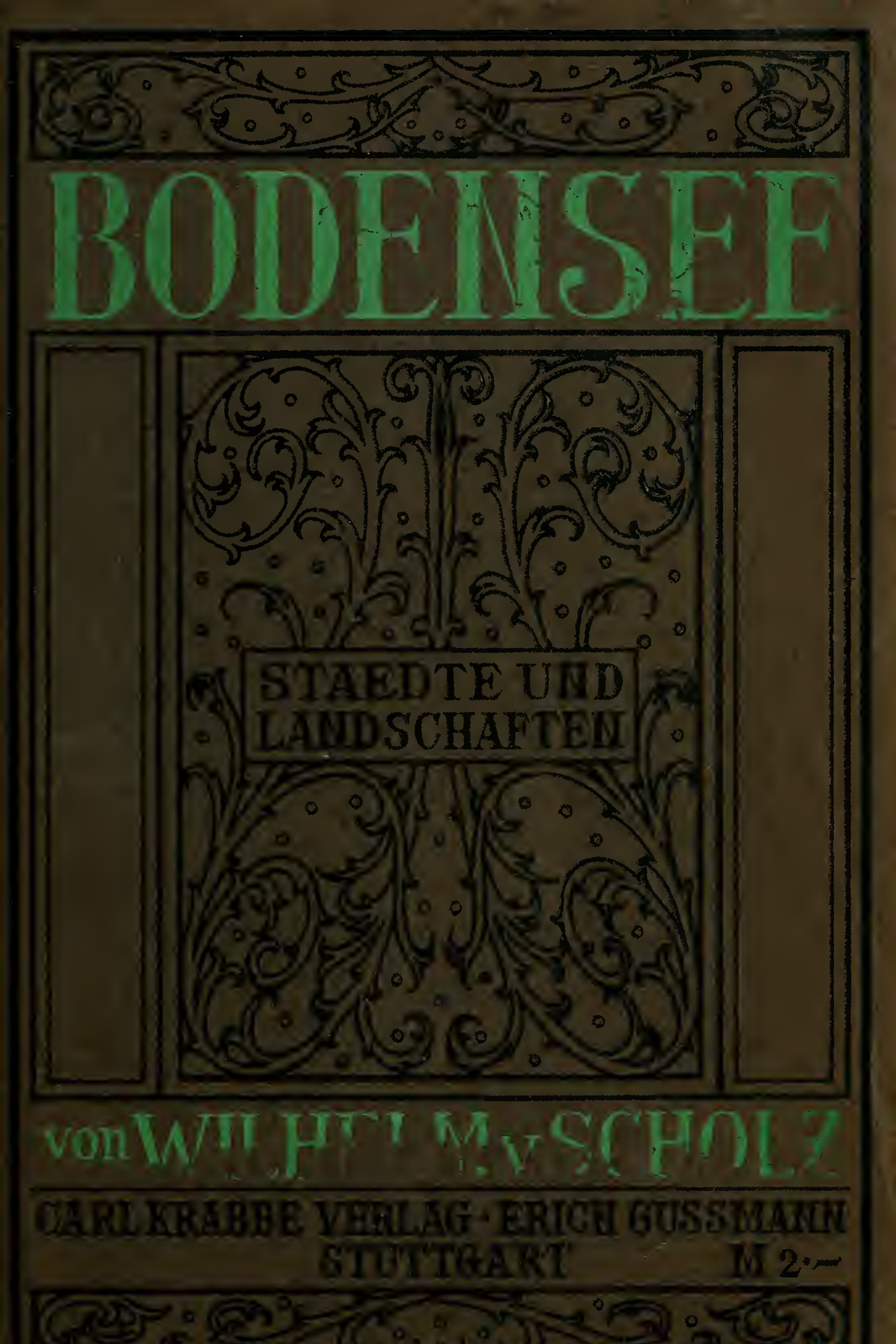











BODENSEE
STAEDTE UND
LANDSCHAFTEN
von WILHELM v. SCHOLZ
CARL KRABBE VERLAG · ERICH GUSSMANN
STUTTGART
M 2.—



Wilhelm von Scholz

DER BODENSEE



STÄDTE
UND LANDSCHAFTEN

HERAUSGEGEBEN
VON
LEO GREINER

GLEICHZEITIG GELANGEN ZUR AUSGABE:

Band 1
MÜNCHEN VON JOSEF RUEDERER

Band 2
WIEN VON HERMANN BAHR

Band 4
DER HARZ VON PAUL ERNST

Band 5
DER NIEDERRHEIN
UND DAS BERGISCHE LAND
VON WILHELM SCHÄFER

Der Bodensee

—

Wanderungen

von

Wilhelm von Scholz

—

Mit acht Vollbildern



Stuttgart
Carl Krabbe Verlag
Erich Gussmann

INHALT







Die Landschaft des Bodensees erhält ihren Charakter durch ihre Vielfältigkeit. Die breite Wasserfläche vereint dem Blick und dem Gefühl Gegensätze und landschaftliche Abstufungen, die in einer Gegend ohne Strom oder See für den unmittelbaren Eindruck nie zu einem Ganzen, zu einer beziehungsreichen Einheit, zusammenwirken würden. Fünf Staaten teilen sich in die Ufer. In Herrschaftsgrenzen ist, auch ohne Sprachtrennung, fast immer ein Rest landschaftlicher, völkischer, kultureller Unterschiede erhalten. Das nahe Aneinanderstossen so vieler, politisch geschiedener Gebiete ist hier Ausdruck für manche natürlichen und gewordenen Gegensätze.

Das Grossherzogtum Baden tritt im Nordwesten mit den letzten Ausläufern des Schwarzwaldes, den burggekrönten Kuppen des Hegau, heran. Fruchtbar und weit lagert sich nördlich die schwäbisch-bayrische Hochebene, den breiteren württembergischen und den schmäleren bayrischen Uferanteil um-

fassend. Die wellige Bildung des bayrischen Gebiets, letzte Ausläufer des Algäus, führt schon ins Österreichische über, das den See östlich mit tausend Meter hohen Bergen begrenzt, die hart, nur schmalen Raum für Strasse und Schienenweg lassend, an die gerundete Bucht treten.

Die ganze Südseite des Sees gehört der Schweiz. Von dem breiten, flachen, sonnigen Rheintal, an dessen Westseite die Appenzeller und St. Galler Berge rasch steil emporsteigen, bis in die Gegend des alten Städtchens Stein, wo der Rhein endgültig den See verlässt, ragen über niedrigere Uferhügelzüge, mit denen die vorgeschobene Schweizer Hochebene sich zum See herabsenkt, die schneebedeckten Häupter der Alpen, vor allem des nahen Säntisgebirges, recht zu deren Füssen der Bodensee gelagert ist.

Der Wanderer, der diese Gegend durchstreift, kann, von derselben Ferne umgeben, im Ringe desselben gross um ihn gespannten Horizontes, weit vor- und rückwärts seinen Weg überschauend, aus der idyllischen deutschen Landschaft, von den Hügeln und Talgründen aufsteigen bis in das felsige Schneegebirge, das leuchtend immer über seinem

Blick auf Konstanz

Nach einer farbigen Lithographie von C. Th. Meyer-Basel



Wege stand, dunkle Wälder überstrahlte oder sich im klaren See spiegelte. Er kann am flachen Wiesenufer, unter Obstbäumen gelagert, rasten im Schwäbischen, kann in den waldigen Sandsteinfelsen von Bodman und Sipplingen durch kühle Tobel steigen und an Ruinenmauern lehnend seinen Blick die zur Ferne aufsteigenden Buchtenufer des Überlingersees entlang gleiten lassen, der an die Schönheiten des Genfer Sees erinnert. Er kann in dem breiten Rheinried am Untersee, wenn der Abend über dem Hegau brennt, den ganzen Zauber der Ebene geniessen: leichte, niedrige Nebel hasten über den Weg, und wie Rauch, den der Wind verwehen wird, stehen die nahen Pappeln und die fernen Schlösser, Kirchen, Gehöfte über der weiten gleichhohen Linie von Wasser und Erde. Er kann sonnige Inseln umwandern, deren Gestade mannshohes Schilf umrauscht, und im Tal des Rheins, der bei Konstanz den Obersee verlässt, und westlicher, wo sich der Untersee zwischen bewaldeten hohen Ufern langsam endgültig verengt und Strom wird, dem klaren ziel- und sehnsuchtsvollen Zuge in die Ferne folgen, den alle wandernde Flut, wie den Wasserwind, über sich führt. —

Er kann mit einem Blick, in einem grossen Zusammenhang, viele Tage des Wanderns umspannen, sein Auge vermag aus der farbigen, verschwimmenden Ferne, aus den Lichtflecken und Schattenstrichen des Umkreises, den er durchzog, ein Bild wie das eines alten deutschen Meisters zu schaffen: gross umfassend, aber belebt mit buntem Kleingefüge, welches das Auge der Erinnerung scharf und genau zeichnend, überall hineinsieht. Städte und Dörfer, Berg- und Seeschlösser, Sichttürme, Häfen und Kirchen, Fabrikschornsteine und glänzende Eisenbahnschienen tauchen ringsum in Nähe und Ferne, oft nur als Punkte und Streifen, auf. Sie geben der Landschaft, die sie lebendig erfüllen, menschlichen und kulturellen Reichtum.

Vorüber ist zwar die Zeit, da hier das Herz der Tat schlug, da hier Machtmittelpunkte waren, selbständige Fürsten- und Bischofssitze, befestigte Stadtburgen, Reichsstädte mit eigener Gerichtshoheit, entscheidende Stätten deutschen Handels; die Zeit, in der die einzelnen Gaue noch starke Besonderheiten und Eigengeist hatten. Die Entwickelung hat allmählich ringsum gleichmachend gewirkt, es ist alles Provinz ge-

worden. Die Schwerpunkte des Gegenwartslebens sind dabei längst wenigen grossen Zentren zugerückt. Die Bodenseelandschaft liegt heute nur noch an der Peripherie der Länder, die an ihr teilhaben. Alles geschichtlich Grosse ist in diesem Lande nur Erinnerung.

Aber das Grösste, das allgemeine Leben, das mit der stillen, ruhenden Landschaft unlöslich verbunden ist, das uns als der ewig gleiche Grund erscheint, über den die Jahrhunderte Spuren grabend hinzogen, als der Stoff, aus dem die Geschichte bildete, das ist nicht erloschen. Selbst in die Einsamkeit eines rot dämmernden Abends auf einer der schweigenden Aussichtshöhen des Überlingersees hält die Natur den Kreis des Lebens empor: Herdrauch, der aus Häusern und Hütten steigt; ein schnelles Gefährt auf der Uferstrasse; schwarze Fischerboote auf der glänzenden, von Windstrichen überhauchten Fläche, die weit drüben ein Dampfer teilt; Rebenarbeiter, die am Abhang des Weinbergs niedersteigen; spielende Kinder, heimkehrende Schnitter; Dämmerungsläuten, das in den Lüften über dem See verschwebt.

Konstanz

Abend über dem See. Schon ist die östliche Weite, in der unbewegt und ganz langsam zergehend noch Rauch unseres Dampfers über dem rauhwelligen Wasser steht, in kühles, dunkelndes Graublau getaucht, in das der frühe Mond mit eben beginnendem Licht hineinschaut. Der Westen, dem wir zufahren, ist noch hell. Tiefes, sattes Rot liegt über den Kuppen des Hegau, dem breiten Rücken des Schienerberges, den hohen Ufern des Rheins. Langsam wächst, flach sich über dem Wasser erhebend, die dunkle Silhouette einer Stadt in das verglühende Abendlicht, schiebt sich empor über die ferneren Berge und steht jetzt, ein schwarzer Streifen, zwischen dem erlöschenden Himmel und seinem von Booten durchfurchten und zerstörten Widerschein in der Bucht. Eine im Wasser zitternde und bewegte Lichterkette erleuchtet das Stadtschattenbild. Seine grosse Kontur — breit gezogene Dächerlinien, ver-

streute Turmspitzchen, darüber der aufragende Münsterturm mit mächtigen Schultern und durchbrochener Spitze — löst sich eben bei unserem Näherkommen in wuchtige, raumhafte Gebilde auf, die sich hier dunkel vorschieben, dort tief zurücksinken. Noch einen Blick nach rechts, wo die flachen Bogen der Rheinbrücke den leuchtenden Fluss überspannen, dann fahren wir in den Hafen der alten Bischofsstadt Konstanz ein.

Geschäftiges Treiben empfängt uns, das ganze bunte Hafenleben, das um diese Stunde herrscht, da die letzten Abendschiffe kommen und ausfahren. Vom nahen Stadtgarten am See herüber klingen abgerissene Stücke der Musik hinein in das Zischen des Dampfes, das Schlagen der Räder, das Sausen der Dynamomaschinen, welche die elektrische Lichtkraft für die Dampfer erzeugen, und in das Lachen und Gelärm am erleuchteten Hafen-Quai. Jetzt fährt ein Zug in die nahe Bahnhofshalle. Und dunkel über all das flüchtige Treiben ragt das erste Wahrzeichen des alten Konstanz, das mächtige lastende Giebeldach des Kaufhauses, dessen ehemaligen Wassermauern die Hafenanlage durch Aufschütten des Seegrundes vorgeschoben worden

ist. Einst schlug die Welle an seinen Grundbau, und die beladenen Frachtkähne landeten dicht an seinem breiten spitzbogigen Tor.

* * *

Hier in der Bucht sind vermutlich die ältesten menschlichen Ansiedelungen am See gewesen. Urwald umgab mit weiten Morästen den See. Undurchdringliche Nebel, wie wir sie jetzt nur im Spätherbst und Winter kennen, mögen damals, in der feuchten Dumpfheit der ungebrochenen dunstigen Wälder, die meisten Tage des Jahres über Land und Wasser gelagert haben. Rauhe Leute, Jäger und Fischfänger, hausten um die Seeufer. Zum Schutz vor Feinden und wilden Tieren bauten sie ihre Wohnstätten über das Wasser. Mächtige Pfosten rammten sie in die schlammigen Sumpfgestade, und aus Blockholz zimmerten sie roh und ungefüge ihre Hütten über ein auf die Pfähle gelagertes Gebälk. Wir wissen wenig von ihrem Leben. Nicht mehr, als was ihr Gerät und Gezäh kündet, wovon mancherlei Reste heute noch im Konstanzer Rosgartenmuseum aufbewahrt sind: Stücke von Pfosten, Boottrümmer, Steinhandwerkzeug, Nadeln, Töpfe, rauhes Gespinnst, Knochenangeln und anderes Fischfanggerät.

Es ist das besondere Glück süddeutschen Landes, dass die Römer bis hierher drangen, ihre Kultur brachten und dennoch nicht ganz festen Fuss fassen konnten. So sind sie diesem Lande nur Gewinn gewesen, haben Leben erweckt, ohne ihm die fertige romanische Form ganz aufprägen zu können. Sie betraten diese äussersten Grenzgebiete erst zur Zeit ihrer höchsten Machtentfaltung, als langsam schon der Niedergang des römischen Kaiserreichs einsetzte, der zuerst natürlich die vorgeschobensten Positionen schwächen und widerstandslos machen musste. Schon um etwa 400 singt der römische Dichter Sidonius Apollinaris:

„Und aus den Fluten des Rheins, Alemanne,
du trotziger, trankst du,
stehend auf Römergestad, und warst auf beiden
Gefilden
Bürger jetzt und Sieger jetzund — —“

In den Grenzkriegen, die schliesslich mit der Vertreibung der Römer endeten, ist Konstanz, die heute bedeutendste Stadt des Bodensees, als ein römisches Kastell gegründet worden, wahrscheinlich im vierten Jahrhundert von Konstantin Chlorus oder seinem Sohne Konstantin dem Grossen; beide haben im

Rheingebiet mit den Alemannen Fehde geführt. Die Seeenge zwischen Ober- und Untersee, an deren südlichem Ufer das Kastell angelegt wurde, war ein strategisch besonders ausgezeichneter Stützpunkt, der sich zudem leicht mit den Standlagern in Arbon und Bregenz verbinden und an die grossen Strassenzüge anschliessen liess. Zweimal, im XVI. Jahrhundert, als der Grund für den Kreuzlinger Turm gelegt wurde, und im XVII., als der schwedische General Horn sich auf der Kreuzlinger Seite der Stadt mit Belagerungsgräben näherte, ist man auf die mächtigen Überreste des Römerkastells gestossen: weite Schwibbögen einer grossen nord-südwärts führenden Brücke, von der sich auf die damalige Breite des Rheins schliessen lässt, gewaltige Substruktionen und Mauerstöcke. Noch heute findet man im linksrheinischen Ried, unterhalb der Stadt, in dem sogenannten Paradies, Überbleibsel einer Erdverschanzung, ein Stück bewachsenen Wall am Rhein, der jedenfalls einst die Wasserstrasse beherrscht hat. —

Sonst bewahrt Konstanz nur im Namen noch eine Erinnerung an die Römerzeit. Der bauliche Charakter der Stadt wurde im Mittelalter geschaffen. In sechs Erweiterungen hat

sie sich von der Niederburg am Rhein, dem ältesten Stadtteil, immer wieder die einengenden Mauern sprengend, nach Süden und Westen halbkreisförmig ausgedehnt. Dabei hat sich in der Grundrisslage der Strassenzüge, Plätze und Gassen der Charakter dieses langsamen Gewachsen- und Geworden-Seins deutlich erhalten.

* * *

Ein nächtlicher Gang durch die Stadt. Längst verstummte der Hafenlärm. Die Strassen sind leer. Der Mond ist hoch heraufgekommen, lässt Giebel, Erkerdächer und Katzentreppen aufleuchten und umhüllt die im Dunkel schlafenden Gebäude mit leisem duftigem Schimmer, in dem alle Schatten noch tiefer, versinkender werden.

Nacht und Mondlicht sind Baumeister. Sie bauen mit grossen, wuchtigen Massen, legen fühlbare tragende Fundamente in alle Schatten, aus denen sie die Steingebilde körperhaft-kantig aufragen lassen. Sie nehmen das Spiel der Stile vom Stein, wie einen Flittertand, den hastige Menschenhände diesem ältesten, schweigenden Schöpfungsgenossen in wechselnden Jahrhundertmoden aufprägten. Er fällt ab und bröckelt herunter,

dass der Stein überall wieder hervortritt, wie er in den Gebirgen oder in dunkler Erde war: nichts als Stein. Nun stehen ganze Strassenzüge in Einheit, in derselben einfachen, grossen Gestaltung: tragender und ruhender Stein.

Der Schritt hallt hart auf dem holperigen Pflaster und bricht sich an dunklen tür- und fensterlos in den Blick des Mondes tauchenden Wänden. Jetzt wandert drüben unsichtbar tappender Echoschritt langsam mit. Der nachklappende Weggenosse ist willkommen auf dem schweigenden Gang.

Das ist die Stadt der starken streitbaren Bischöfe, der städtischen Herrengeschlechter und der aufrührerischen Zünfte; die Stadt der Kaisereinzüge, der Reichstage und Konzile; die mittelalterliche Reichsstadt, in deren Nächten oft Pest, schwarzer Tod, Judenmord und Hungersnot schritten, oder verheerende Brände, von Dach zu Dach über die engen Gassen springend, ganze Quartiere in Schutt und Asche legten.

Ein altes Tor, über dem sich ein Turm aufbaut, und ein Stück Stadtmauer. Einst war es um diese nächtliche Stunde verschlossen und ein Wächter hauste oben unter

der Uhr. Es ist das Schnetztor. Hier ritten die Bischöfe ein, über die Hochstrasse von Emmishofen her. Zur Erinnerung an den ersten Bischof, der dieses Weges in seine Residenz gezogen war.

In den Fenstern eines Erkers leuchtet hinter bemalten Scheiben ein stilles Licht. Sitzt wohl der Stadtschreiber dort noch über die Chronik gebeugt?

Ein hohes Giebelhaus tritt ganz heraus ins Mondlicht. Der Aufzugbalken, an dem Rolle und Strick befestigt sind, ragt weit vor und wirft einen scharfen Schatten auf die erleuchtete schmale Hauswand. Hier sind zu der Zeit, da die „tela di Costanza“ weltberühmt war, Hunderte von Leinwandballen heraufgerollt worden in den gegiebelten Speicher. Wie eine Burg in der Burg, ein alter Patriziersitz, der Lanzenhof; über eine Gasse gebaut, die durch den breiten Torweg hindurchführt, fest ummauert, mit Türmchen und Zinnen, von dunklen Baumwipfeln umschattet. Die Gartenmauer biegt mit einer Nische, aus der ein Heiligenbild herabzublicken scheint, zur Katzgasse um: über dem Gewirr der niedrigen Dächer steigt gross der Münsterturm in den fahldunklen Himmel. Aus einer noch spät

geöffneten Schenke klingt Lachen und Würfelklappern. Vorüber.

Langsam löst sich die Münsterkirche aus den sie umdrängenden Häusern. Auch ihr Fuss ist jetzt frei. Nur hinten am Chor, im Dunkel von Bäumen, lehnen sich eine kleinere Kirche und niedrige Klostergebäude an das ehemals bischöfliche Gotteshaus.

Wieder dunkle enge Gassen, die hinabführen zum Rhein. Da stehen zwei Türme am Fluss: der eine war ehemals Brückenkopf. Hier führte, an ein paar im Strom liegenden Mühlen vorbei, die holzgedeckte Brücke in die Stadt. Jetzt steht man unter dem Tor in einer Loggia über dem Rhein. Wellengeplätscher; schwere Kähne, schwankend an ihren Pfählen; drüben über dem Wasser die im Nachtwind bewegten silbernen Weiden; und flussaufwärts, hart an der Bucht des Sees, die dunkeln Bogen der neuen Brücke, über die jetzt ein heller Nachtzug eisenklirrend hereindonnert.

Und wieder Stille. Die Stadt sinkt zurück in Schlaf. Der einsame Schritt, der noch auf den Gassen wach ist, verhallt in ihren Jahrhunderte alten Traum.

* * *

Ein Nachmittag auf der Insel. Die „Insel“ hat an allem Erleben der Stadt und Gegend teilgehabt, von den Zeiten der Pfahlbauern an. Und auch der grosse sommerliche Fremdenverkehr, der heute für Konstanz besonders charakteristisch ist, hat hier seinen Hauptsitz. Hier halten die grossen, verstaubten Reise-Kraftwagen — ein Stück der Poesie unserer Tage, wie es die Posten für die Zeit unserer Voreltern waren. Hier logiert die grosse internationale Welt, wie man sie in den Sommermonaten täglich auf den kleinen Rheindampfern oder auf dem direkten Vormittags-Schiff Konstanz-Bregenz sieht.

Hohe Terrasse am See. Meerartig weit ist die lichte verschwimmende Ferne. Weisse Wolken liegen über dem Horizont. Ein Boot des Ruderklubs schiesst, vielfüssig wie die Wasserspinne über die Fläche schnellend, vorüber. Ein paar Gondeln tauchen drüben bei der vorgeschobenen Landzunge mit dem Dampfersteg, von dem eben das Läuten der Schiffsglocke herüberhallt, als Punkte auf und kommen langsam, wachsend, heran. Unten an der Terrassenmauer, die hier von der beginnenden Strömung dem Rheinausfluss zu umspült wird, landet das Motorboot des Hotels mit

Gästen, die lachend die wellenbespritzte Treppe heraufsteigen. Hohe, mit einem breiten blauen Streifen gezeichnete, weichgerundete Segel grosser Frachtkähne ziehen sonnenbeleuchtet in die Ferne. Ein blendend weisser Vergnügungssegler überholt sie am zweiten der Signalpfähle, mit denen die Dampferlinie abgesteckt ist, um den kreischende Möven fliegen. Langsam folgt den flüchtigen Segeln ein Schlepper mit zwei Trajektschiffen, sich mühsam aus dem Hafen herausarbeitend. — Ein fröhlich in allen europäischen Sprachen plauderndes Publikum sitzt an den Tischen der Terrasse, Wein und Kaffee trinkend und den goldenen Nachmittag geniessend.

Das ist das Heut. Aber diese Insel hat viele Zeitenwandlungen gesehen! Als die Pfahlbauerhütten verschwunden waren, lag hier ein Teil der römischen Befestigung, und Legionäre standen an ihren Ufern auf Wache. — Dann ward die Insel Sitz der ersten christlichen Bischöfe von Konstanz. Sie sah buntbewegte kaiserliche Feste. — Brüder vom Orden des heiligen Dominikus erbauten auf der Insel ihr Kloster; sie halfen in dunkler Zeit das Licht geistiger Bildung für die kommenden Generationen fristen. Einer der

grossen Mystiker des Mittelalters, Heinrich Suso, war Bruder dieses Klosters. Rechts vom einstigen Chor der Kirche, des heutigen schönen Speisesaals, lag die heimliche Kapelle, in der dieser seltsame Träumer seine Visionen erlebte. Oft mag er hier im Gärtchen am See oder in dem stillen Kreuzgang sinnend gewandelt sein! Oft sehnsüchtig in die lösende Ferne ausgeschaut haben, dieser heilig leidende In-sich-Blicker! Er war ein später Abkömmling der ritterlichen Minnesänger, die in der grossen Blütezeit deutscher Sangeskunst ringsum auf den Burgen sassen. Der Minne galt auch dieses ritterlichen Mönches Gesang. Aber sie hat sich in ihm zur Idee gewandelt, die er unter geistigen Schauern erlebt. Er will Gott lieben; die Liebe zum Weltall, zu allen Geschöpfen, zu Himmel und Erde feiert sein beschwingtes Wort.

Auch die wilde Zeit des grossen Konzils, da die Stadt Kaiser und Papst, Kirchenfürsten und niedere Geistlichkeit, Prinzen, Ritter und ihr Gefolge, Schreiber, Köche, Reitknechte, Gaukler und Dirnen, an zehntausend Fremde, vier Jahre lang in ihren Mauern beherbergte, hat in dem stillen Kloster Spuren hinterlassen. Noch steht der Turm,

in dessen Kellerverlies Johannes Huss gefangen gehalten wurde. Und einer der gelehrtesten Männer des Konzils, der Grieche Emanuel Chrysoloras, liegt auf der Insel begraben. Aeneas Sylvius verfasste ihm die Grabschrift, die mit den Versen schliesst:

„Wo der Tod uns ereilt, wiegt nichts. Überall auf der Erde
ist der Himmel gleich weit und der Ort der ewigen Strafen!“

Zur Zeit der siegenden Reformation war in den Klostermauern ein Pestspital. — Als die Schweden Konstanz belagerten, donnerten hier die Geschütze. — Joseph II. schenkte die Insel im XVIII. Jahrhundert der protestantischen Genfer Kolonie. Da errichteten die Brüder Macaire hier eine Indienne-Fabrik.

An Chidder, den ewig Jungen, müssen wir denken, wenn wir jetzt, vor den historischen Fresken des Kreuzganges, die Wandlungen dieses kleinen Stück Landes wie im Fluge an uns vorüberziehen lassen.

* * *

Nun in die Gondel und hinausgerudert in den leuchtenden Nachmittag! Die Schaufel des Ruders gräbt Trichter in den Glanz des leicht bewegten Wassers. Noch schwebt der



Park in Konstanz — Nach einer Photographie von Wilhelm v. Scholz



Schatten des Bootes auf dem steinigen Grund, der durch die grüne Tiefe heraufleuchtet. Hier, weiter draussen, steigt ein moosbewachsener Pfahl langsam ins Sichtbare empor, von ganzen Zügen kleiner Fische umschwommen, bis fast an den Wasserspiegel.

Sonnig liegt die grünende Bucht. Auf der badischen Seite die schöne Platanenallee der Seestrasse, dann Villen und Schlösschen mit umschilften Uferterrassen, vor denen die vielfarbigen Gondeln sich an ihren Pfählen schaukeln. Am Schweizer Gestade weiss schimmernde Landhäuschen, wehende Pappeln, Obstbaumwiesen.

Weiter hinaus! Die Bucht weicht zurück und öffnet sich, das Land tritt auseinander. Das Nordufer des Überlingersees mit Meersburgs breitglänzenden Mauern wird duftig-verschwommen, in Sonne getaucht, sichtbar. Es ist eine Lust zu rudern. In uferlose Weiten fliegt das Boot.

Jetzt halt! und hoch die Ruder! Sie triefen; die Tropfen rinnen herab bis an den Griff. — Frei geht der Blick zurück in die Konstanzer Bucht, hinaus in das weite Becken des Obersees und in den jetzt in seiner ganzen Breite geöffneten Überlingersee, aus dem die Schlossinsel Mainau grüsst. Geballte weisse

Sommerwolken stehen getürmt ringsum über den hellen Ufern, unbeweglich; sie drängen sich im überfüllten Spiegel des Sees, der zu wachsen und sich zu heben scheint. Still und licht ist die Weite. Kreise umzittern das Boot, die Ruderschaufeln sind allmählich wieder in die Flut gesunken. Grundlose Wassertiefe trägt stundenlang die reglose, in Traum getauchte Gondel.

Mit dem Rauschen des Abendwindes erwachen alte Seesagen; von dem Manne, dessen Wiege ein Nachen war, und der hier, in der Nähe des wellenumbrausten Eichhornes, wieder in einem Schiffe starb, zurückgekehrt, müde und dankbar ruhend auf der Flut, die ihn in seiner ersten Stunde getragen; vom heiligen Othmar, den Mönche durch den Sturm ruderten, im Schein von Kerzen, deren stilles strahlendes Licht kein Wind verlöschen, ja nur erzittern machen konnte.

Dunkle Rückfahrt. Und dann im Mondschein ein rasches Bad. Schwer und unwillig teilt sich die den Leib umschlingende schwarze, tiefe, leicht überglitzerte Flut dem rudernden Arm, der hinausstrebt in die mondschimmernde, wellenzitternde Weite.

Meersburg

Wo der nördliche, in nordwestlicher Richtung sich zwischen die Waldfelsen von Bodman und Sipplingen streckende Arm des Bodensees, der Überlinger See, vom grossen Becken des Obersees abzweigt, liegt am badisch-schwäbischen Ufer das alte Städtchen Meersburg, hart am Wasser. Der Wald und die Weinberge des langgestreckten Uferhügelzuges, über den die Höhen des Linzgaues herüberschauen, werden hier von steilen Felsen unterbrochen, auf denen die Oberstadt von Meersburg erbaut ist und die — nachdem sie, in einer niedrigen, der Seefläche nahen, Stufe vorspringend, der Unterstadt Raum gewährt haben — ebenso steil wie über uns in die schillernde, unter ein paar überspülten Felszacken bald undurchsichtig werdende, blaue Tiefe abfallen. Hier nagt die Flut unablässig, und von einem Ufergarten — dem des alten Wirtshauses zum „Wilden Mann“ — hat sie in den letzten Jahren manches Stück, Mauern,

Lauben und Bäume, herabgerissen. Ein ehemals bischöflicher Rokokopalast mit seinen Nebengebäuden ist das überragende Osteck der Oberstadt; mit steilem Süd- und West-Abfall, so dass sich die Häuser, die an den Palastkomplex anschliessen, im Halbkreis nach Norden ziehen müssen. Dem Halbkreis vorgelagert und von ihm durch eine Schlucht getrennt, erhebt sich der einzelne, einst durch unermüdliche Menschenhand freigelegte Fels, der die mitten über der Unterstadt aufragende Meersburg trägt. Dieses mächtigen getürmten Bodenseeschlosses älteste Mauern stammen noch aus jener Zeit, da hier Konradin bei seinem Zuge nach Italien Deutschland auf immer Lebewohl sagte. — Ein aus der Schlucht aufgereckter haushoher Pfeiler stützt die Brücke, die von der Oberstadt ins Schloss führt. Durch die weinumrankten Zinnen des Burggärtchens gesehen, liegen die roten Dächer der Unterstadt wie eine Gruppe Strandhütten da. Der Blick geht über sie hinaus in die Weite des Sees und der Alpen. Einst war er durch einen hohen, russigen Fabrikschornstein gestört, der das Bild zerschnitt. Die wohltätige Himmelsmacht, das Feuer, hat vor ein paar Jahren die Fabrik,

zu der er gehörte, in Asche gelegt. Ästhetisch weise hat man sie dann nicht wieder an der alten Stelle, sondern draussen vor der Stadt, aufgebaut.

Das alte Meersburg ist nicht nur der malerischste Fleck am Bodensee, es ist eine der malerischsten Städte ganz Deutschlands. Mit seiner steilen Hauptstrasse, seinen Treppen, Brücken, Türmen, Bogentoren gemahnt es an ein italienisches Bergstädtchen, mit seinen über einander emporgewachsenen Giebeln, seinen enggedrängten Häusern, die fast alle noch die Linie der alten Stadtmauer respektieren, ist es deutsches Mittelalter. Gewiss hat es keine Einzelbauten aufzuweisen, die an Kunstwert etwa die Nürnberger Kirchen, Burgbauten oder Bürgerhäuser erreichten. Aber es ist im Gesamteindruck mehr Vergangenheit als Nürnberg, weil es viel unberührter geblieben ist, weil es durchaus wie eine tote Stadt auf den Beschauer wirkt. Wenn man in der Dämmerung eines schönen Herbsttages durch die Gassen Meersburgs geht, so hat man die deutliche Empfindung, dass das Leben in diesen Gebäuden einst grösser und herrlicher war, dass es jetzt nur noch um den Fuss der Architektur spült, die es nicht

mehr zu erfüllen vermag, dass die Schlösser und die hohen alten Häuser nur scheinbar noch bewohnt sind, in Wahrheit aber wie Gespenster in unsere Tage ragen. Brunnen rauschen, in der Schlucht am Schloss, das nur erst im Pförtnerfenster über dem Abgrund ein Lichtchen aufleuchten lässt, dreht sich ein riesiges Mühlrad, schwer und langsam; ein Ochsengespann mit einem Weinbottich schleppt die steile Strasse herauf und hält vor einem der grossen Tore, die in die Nacht der in den Fels gehauenen Keller hinabführen. Der Postwagen fährt durch das alte Tor, und mit dem Schatten der Dämmerung, der sich über den strichweis gewellten See lagert, heben die Glocken an. Deutsche Romantik mit all ihren heissen, sehnsüchtigen Empfindungen, mit ihrem weiten Heimatsgefühl, ihrer nie zu stillenden Wanderlust überkommt uns. Wir gehen in dem versinkenden Tage weiter, durch Torbögen, durch die Höfe der einst bischöflichen Gebäude, die in ihrer fürstlich weiten Anlage — sie gehören dem deutschen Rokoko an — auch unsere Gefühle weiten, das romanische Element der Romantik, Form, Schönheit, Ruhe der Linie, Süden in unserem Eindruck vortönen lassen, bis zum letzten

dieser Hofhaltpaläste, der ehemaligen Priesterschule, in der jetzt ein Lehrerseminar untergebracht ist. Der Hof dieses Gebäudes ist ganz einsam. Im Geviert schliessen die hohen Mauern, an denen man noch Überbleibsel gemalter Architektur und eine Sonnenuhr erkennen kann, einen Gartenhof ein, in dem der Spiegel eines Brunnenbeckens vom schläfrig fallenden Wasserstrahl leicht erschüttert wird, in dem hohe, nie vom Wind bewegte Tannen, fast wie Cypressen schlank, Sinnbilder des Abendschweigens sind.

Wir erleben die reichen, starken Gefühle, die der architektonisch bewegte Stein, wenn er in der Weichheit der Dämmerungsstunde am tiefsten, verwirrendsten klingt, in uns erweckt. Wir stehen vor den Spuren der Geschichte. Das ist das Beste, was von ihr übrig geblieben ist, von ihr noch spricht: die grosse Architektur. Von geschichtlichen Ereignissen, die Meersburg berührt hätten, ist nicht zu reden. Aber in dem alten und dem neuen Schloss ist ein Stück Kulturgeschichte versteint: zwei Phasen in der Entwicklung der geistlichen Herrschaft in Deutschland. Carl Martell soll den ältesten jetzt umbauten Mittelturm des alten Schlosses errichtet haben;

so deutet man, jedenfalls irrtümlich, das C. M., das man eingemeisselt fand und das wohl ein Bruchstück des Heiligen-drei-Königszeichens „C. M. B.“ gewesen ist. Der Erbauer des Schlosses, wie es heute ist, ist der Bischof Hugo von Breitenlandenberg, der seinen Sitz von Konstanz hierher verlegte. Dennoch ist es ein sehr weltlicher Bau von kriegerischem Aussehen, steilabfallend rings, nur über die Brücke zugänglich, umragt von vier unerschütterlich festen Türmen, deren einer freilich eine Kapelle birgt. Was diese Architektur ausdrückt, ist Stolz, Herrschaft, Macht, grosses Kriegertum. — Weltlich ist auch die Stimmung des neuen Schlosses, das dem alten über der Schlucht gegenüber liegt. Aber es ist nicht mehr kriegerisch, nicht wuchtig, nicht herrischen Stolzes. Es drückt heitere Lebensfreude aus. Der italienische Baumeister, Bagnato, der es aufführte, hat keine Burg zur Verteidigung, sondern ein lachendes Lustschloss im Sinne gehabt, als er die steilen Felsen oben zu einer grossen breiten Terrasse ebnete und einen lichten Palast mit wundervoll gegliedertem, reichbemaltem Treppenhause in die deutsche Landschaft stellte. Noch heute, wo in diesem Schlosse eine Taubstummenanstalt



Terrasse von Meersburg Nach einer Radierung v. Fritz Völlmy



untergebracht ist, geht der Eindruck fürstlicher Pracht, fürstlichen Reichtums von ihm aus. Die Geistlichkeit, die hier wohnte, ist nicht mehr selbst Macht des Schwertes, sie schmiegt sich mehr und mehr der politischen Macht an, die auch ihrerseits allmählich aus der kriegerisch befehlenden eine rein administrative wird, mit einem künstlichen, wohldurchdachten Apparat herrscht und der festen Burgen weniger bedarf. Diese Entwicklung zeigt sich gesteigert in der geistlichen Macht, die sie nicht nur als weltliche Herrschaft durchmachte, sondern auch auf dem Wege war, ganz aus der Regierung herausgedrängt zu werden. Der Fürstprimas Dalberg war übrigens der Letzte, der in dem Rokokoschloss als Bischof wohnte.

Ebenso reich wie die weltgeschichtlichen Bilder, die in diesen Steinen leben, sind die geistesgeschichtlichen Erinnerungen, die an Meersburg geknüpft sind. Das alte Schloss gehörte in der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts dem bedeutenden Germanisten Freiherrn Joseph von Lassberg, der hier seine handschriftlichen Schätze sammelte und den Besuch berühmter Gäste empfing: die Brüder Grimm, Uhland, Schwab, Kerner und viele

andere Männer der Zeit. Oft weilte bei ihm auch ein damals noch unberühmter Gast, ein altes, kränkliches Fräulein, seine Schwägerin, die in selbstloser Sorge und Teilnahme für ihre Verwandten aufging und deren Besuch immer erwünscht war. Sie schrieb freilich in ihren Mussestunden Verse; aber das nahm man in der Familie nicht allzu ernst. Und erst der Widerhall, der von draussen, aus der Weite des deutschen Landes, hereinschallte, mag auch in der Familie Aufmerksamkeit auf die geistige Bedeutung von Tante Nettchen erregt haben. Heute betrachten wir dieses alte Schloss mit den freudig-ehrfürchtigen Gefühlen, die uns der Gedanke eingibt, dass Deutschlands grösste Dichterin Jahre hier gelebt hat und hier gestorben ist. In zwei Töchtern Lassbergs lebt noch die Erinnerung an Annette von Droste-Hülshoff und nennt die Zimmer, in denen die Dichterin nacheinander wohnte: das Gemach über der Kapelle; das im nordwestlichen Turm, das so einsam liegt, dass die Mägde sich fürchteten, am Abend hinüberzugehen; das Zimmer links vom Eingang im unteren Teil des über das Tor greifenden Schlossflügels, in dem sie am 24. Mai 1878 starb. — Der Weg zum hoch-

gelegenen Friedhof, durchs Obertor hinaus, lässt rechts über Gärtchen hinweg einen Weinberg, und auf seiner Höhe ein kleines weitausschauendes Rebhaus sehen. Annette von Droste hatte Berg und Haus von dem Erlös der bei Cotta erschienenen Gedichtsammlung gekauft. Weiter führt der Weg zum Lassbergschen Erbbegräbnis, wenn er die Kirchhofspforte durchschritten hat, an einem altarartig hohen, aufStufen stehenden phantastischen Dreikant vorüber, unter dem der alte Naturgeist Mesmer ausruht. Dann ist an einem Mauereck eine kleine kapellenartige Überdachung, die Gruft der Lassbergs. Der Leib der Annette von Droste ruht links davor an der Wand. Ihr Grabstein ist in gotischer Form gemeisselt und trägt das Drostesche Wappen. Efeu hängt überwuchernd darauf nieder. Die schöne gotische Linie des Steins wiederholt sich wie spielend in dem Masswerke eines halbblinden schlanken Fensters, das von dem jenseits der Landstrasse gelegenen Kirchlein über die hohe Mauer sieht. Sonst schauen nur die ringsum stehenden Obstbäume, die Wolken, die Ferne des Sees und der Alpen in den einsamen Frieden.

Die wundervollen Bodensee-Gedichte der Droste — „Mondaufgang", „Die Schenke am See", „Das alte Schloss", „Lebt wohl!" u. a. — sind hier in Meersburg oder auf nahen Strand- und Waldwanderungen der Dichterin entstanden. Manches Bild des alten Städtchens und der umgebenden Natur ist in ihnen festgehalten. Am unvergesslichsten ist mir diese tiefe Herbststimmung eines Gedichtes, durch das die Novembernebel des Sees dahinziehen:

„Über Gelände, matt gedehnt,
hat Nebelhauch sich wimmelnd gelegt,
müde, müde die Luft am Strande stöhnt
wie ein Ross, das den schlafenden Reiter trägt.
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
im öden Turme kein Heimchen schrillt.
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
in dem zitternden Element."

Von dem kleinen Friedhof, auf dem Annette von Droste und Mesmer ausruhen, zurückkehrend, werfen wir noch einen Blick auf das schlicht vornehme Bürgerhaus, in dem Mesmer 1815 hochbetagt starb. Dieser für die Geistesgeschichte des XVIII. Jahrhunderts bedeutsame Mann, aus dessen Schriften auch uns noch manche Erkenntnis kommen kann, stammt vom Bodensee. In dem Dorf Itznang,

das am Fuss des Schienerberges über eine Bucht des Untersees der alten Stadt Radolfzell gegenüberliegt, wurde er 1733 geboren. —

Wir steigen nun, ehe wir mit dem letzten Abendschiff heimwärts fahren, auf den Edelstein, einen Rebhügel über der Stadt, der eine der schönsten Bodensee-Aussichten gewährt. Hinter uns Wald- und Weinberge, auf deren letzter, zum See abfallender Welle wir stehen: sie zieht sich rechts nach Westen, waldig, buchtig, mit der geschlängelten Uferstrasse und ihrer Baumlinie, mit Rebhäuschen, die hervorlugen, geschmückt, bis ans ferne Ende des Sees. Vor und tief unter uns der im späten Nachleuchten des Sonnenuntergangs dunkel glühende See, auf dem unser Dampfer eben weit drüben zur Insel Mainau fährt, gegenüber die Ufer der Konstanzer Halbinsel, wie in die Dämmerungswellen der Flut eintauchend, südlich und östlich über die jetzt ganz eng zusammengedrängte Stadt, gross, weit und silbern die Alpen; am mächtigsten das breite Massiv des Säntis und Altmanns.

Während es dunkelt, gehen wir zum Hafen, wo nun im Wasserspiegel das bunteste Lichterspiel beginnt, von den vier, zum Teil

gleichzeitig anlangenden Dampfern, die nach Konstanz, dem Überlinger- und dem Obersee abfahren.

Wir steigen ein. Noch ragt Meersburg mächtig auf. Aber schon nach wenigen Schlägen der Räder streckt sich der Uferhügelzug, wird die Landschaft breit, und von Meersburg sieht man nur noch die Hafenlaternen, kleine, winzige Lichtpunkte über der mit der Nacht schwarz zusammenwogenden Flut.

Nächtliche Gondelfahrt

Am schönsten rudert sichs bei ruhigem See mit einem Ruder. Man muss ganz hinten am Heck des Bootes auf dem Sitz stehen dazu, dass die Leute am Ufer in jedem Augenblick denken, man würde gleich ins Wasser fallen. So geleitet gleitet die Gondel reglos, wie im Traum, über den Spiegel.

Es war schon sehr spät, als ich das Boot loskettete; ich hörte es nachher während des Fahrens von den Schweizer Ufertürmen Mitternacht schlagen.

Eine weite Nachtstille, die nur vom Rollen der Kette, dem Einsteigen und dem Abstossen einen Augenblick unterbrochen wurde. Der See schlief im Mondschein. Die verschwimmende Helligkeit des Spiegels floss atmend über die Ufer, um Badehütte und Weiden.

Von den Wellenkreisen um mich ziehen zitternde geschlängelte Lichtstreifen über den Steg und das Schilf. Mein Ruder taucht fast lautlos ein, nur ganz hinten im schwarzen

Schatten der Gondel, damit der Seespiegel unzerstört bleibt, während ich langsam über ihn hingleite. Augenblicke seh' ich das Mondlicht in die grüne Tiefe einsinken, einmal den Schatten und gleich darauf das Flossenblitzen eines Fisches. Aber rasch verhüllt der Spiegelschimmer wie ein aus Licht gewobener Schleier den Abgrund, dass um mich raumloses Leuchten ist.

Ich bin aus der Bucht hinausgefahren. Die weiten Gestade liegen ganz im Licht, als ob die Ferne, in die der See nach Osten uferlos hinausschimmert, rings allen Strand, ihn entrückend, überflutet habe.

Ich wende. Wie vom Atem des Wassers leise bewegt, steigt und sinkt das runde Bild der Mondscheibe. Es bleibt mir schwebend zur Seite. Ich fühle das Gleiten des Nachens nur noch so, als ob eine unsichtbare Strömung des Sees ihn trüge. Er nähert sich einer Stelle des Ufers, an der Pappeln in den fahlblauen Himmel steigen.

Ich folge der sanften gebuchteten Uferlinie. Jetzt seh' ich durch das klare Glas des Bootschattens auf der Landseite auch den hellgrünen, von den Ruderkreisen überwellten Lehmgrund. Ein weit vorgebauter Landungs-

steg taucht dunkel im Dämmern auf. Die Pfähle stehen da, ohne Grenze gegen ihren langen Spiegel im See, wie ein schattenhaftes Gebilde, das ringsum in den Mondduft zergeht, das nirgends ruht, das nur im Licht schwebt.

Leise, kaum hörbar, spielen hier, wie Pulsschläge des Sees, kleine Wellchen am gerölligen Ufer. Über ihnen schimmert das zitternde Licht, als hätte sich das Spiegelbild von der glänzenden Fläche aufschwebend gelöst.

Dann fährt der Nachen an einer grauen efeuüberwucherten Terrassenmauer hin. Mein Blick geht weit in den monddurchdämmerten, lichten Park. Eine schwarze schweigende Waldbucht nimmt uns in ihre Schatten auf. Die dunklen Ufer wachsen. Gewölk umzieht langsam, in der Tiefe seine lichten Ränder spiegelnd, den Mond. Mit beiden Rudern ausgreifend, fahr' ich schnell über die nächtig verdunkelte Fläche heim.

Am Untersee

Der Bodensee erweitert sich, nach der Verengung zwischen Konstanz und Gottlieben, noch einmal zu einem breiten Becken, dem Untersee, der in seiner mehr strom- und binnenseeartigen Gestaltung deutlich von dem meerähnlichen weiten Obersee unterschieden ist. Der Ring seiner Ufer, die Insel Reichenau, ja noch die über dem flachen Gelände bei Radolfzell aufsteigenden Kuppen des Hegau wirken überall zu einem geschlossenen Bilde zusammen, das sich nirgends ins Weite verliert, überall von charakteristischen Landschaftslinien begrenzt ist und sich vor jeder der umgebenden Aussichtshöhen wie eine klare Karte ausbreitet.

Wenn man von Konstanz mit dem Dampfboot in den Untersee fährt, tritt man gleich, sobald das kleine schmale Radschiff mit umgelegter Esse die flachen Bogen der Rheinbrücke passiert hat, in eine ausgesprochene Flusslandschaft ein. Die beiden Rheintürme

und die im Entstehen begriffene neue Quai-Strasse links, vor der grosse und kleine Boote angekettet liegen und von der eben die breite Fähre zum Petershauser Ufer hinübergerudert wird, sind bald verschwunden. Von den anschliessenden Vorstadthäusern wendet sich das Auge hinüber zu Villengärten, die bald grossen Fabrikanlagen mit ragenden Schloten Platz machen. Dann verflacht sich zu beiden Seiten das Gestade und wandelt sich in ein schilfiges Ried, das linkerhand nur einmal von dem malerischen Paradies unterbrochen wird: ein paar Fischer- und Bauernhäuser spiegeln sich mit der kleinen vorgemauerten Strasse in dem ruhig gleitenden Fluss. Es wird mit Vorsicht gefahren. Der Grund ist seicht; die Bahn des Schiffes ist deutlich abgesteckt. Hier ragt eine Gruppe von Pfählen, umspült, über das Wasser: es sind Reusen, in denen sich die mit der Strömung gehenden Fische fangen. Drüben schieben sich breite Binseninseln grünwogend vor.

Rechts vor uns schimmert die weite Ebene des Rieds, braungolden sich hinüberziehend zu der Pappelreihe, neben der die Strasse zur Reichenau führt. Links nähert

sich eins der charakteristischen Ebenen- und Flussschlösser, die wuchtig aufs flache Land gestellt sind: Gottlieben. Es ragt doppelturmig aus den Wipfeln eines Parks auf, der wie ein Hain über den Feldern steht. Es war einst ein Sitz der Bischöfe von Konstanz. Wir fahren an der Gartenterrasse vorüber. Ein Grüssen hinüber zum Schloss, in dessen Garten eine fröhliche Gesellschaft sich ergeht. Es wird erwidert, und schon legt das Schiff vor ein paar alten behäbig stolzen Bürgerhäusern an der kleinen Landungsbrücke an.

Von hier ab erweitert sich der See schnell. Rechts schiebt sich die breite Insel Reichenau, die durch einen Steindamm mit dem festen Land verbunden ist, wie ein neues Ufer vor das zurückweichende feste Land. Links tritt der Hochuferzug mit seinen Schlössern, dem noch bei Gottlieben ein breiter ebener Flachlandstreifen vorgelagert war, allmählich näher ans Wasser.

Von dem reichen Schweizer Uferstädtchen Ermatingen fährt das Boot hinüber zur Reichenau. Sie ist unser erstes Ziel.

Überall erheben sich Weinberge über den flachen, steinigen Strand. Wir steigen hinan. Verstreut liegen an den Strassen einzelne

Südufer der Reichenau Nach einer Photographie von Wilhelm v. Scholz



Gehöfte. Mächtige Bottiche stehen da und dort. Man rüstet zum Herbste. Wir durchwandern das grüne Eiland, das einst vor Jahrhunderten Mönchshand rodete, als es noch Sintlas-Aue hiess und von Schlangengezücht wimmelte. Jetzt ist die hügelige Reichenau einer der sonnigsten, lichtesten Flecke: drei wohlhabende Dörfer mit ihren freundlichen Kirchen, durch schöne Strassen verbunden, Gärten, Rebberge mit Sommerhaus, weidenbestandenes Ried, flache Schilf- und Kiesgestade, an denen Fischerkähne liegen, Ufervillen, die Ruine einer alten Wasserburg — und nichts von Wald, kein Dunkel, keine tiefen Schatten, alles durchsonnt, bewohnt, ein kleines, vom See umspültes Reich, in dem ein Hauch der friedlichen Abgeschlossenheit aus den Zeiten der Mönchsgemeinschaft erhalten zu sein scheint.

Die Klosteranlage des heiligen Pirmin, Münster und Seitengebäude, liegt in der Mitte der Insel. Der Mesmer zeigt in der Sakristei Wunderdinge: Holz und Nägel vom Kreuze Christi, Dornen von der Dornenkrone, einen Krug von der Hochzeit zu Kana. Auch ein Tropfen heiligen Blutes wird in kostbarer Monstranz aufbewahrt und einmal im Jahre,

am grossen Blutfest, mit Prozessionen, Gebet und Gesang gefeiert. Das ist der Ehrentag der Reichenau. — In der Kirche von Mittelzell hängt ein handwerksmässig gemalter Bilderzyklus, der die seltsame Geschichte des Blutstropfens erzählt, wie er durch die Hände von Fürsten und Kaisern schliesslich in den Besitz des Klosters gekommen. Überhaupt ist das Reichenauer Kloster mit vielen Schenkungen und Vergabungen bedacht worden, hat sich deren aber auch durch Pflege der Wissenschaft und Künste würdig erwiesen. Eine wertvolle Bücherei ward hier verwaltet, und durch manches neue Werk bereichert; so durch die hauptsächlichsten älteren Geschichtsquellen über den Bodensee, die Werke des Abtes Waldfried Strabo. Scheffel hat dies alte Kloster in köstlicher Schilderung, in die er auch Züge aus St. Gallischen Chroniken verwob, lebendig wiedererstehen lassen. Der Mesmer erzählt noch von Scheffels häufigen Besuchen, wenn er Fremde in die Sakristei, seine dichterische Requisitenkammer, führte.

Wir rasten am nördlichen Ufer der Insel. Das altchristliche Kirchlein von Oberzell erhebt sich dort mit seinem Pfarrhaus einsam auf einem Hügelrücken zwischen Reben über

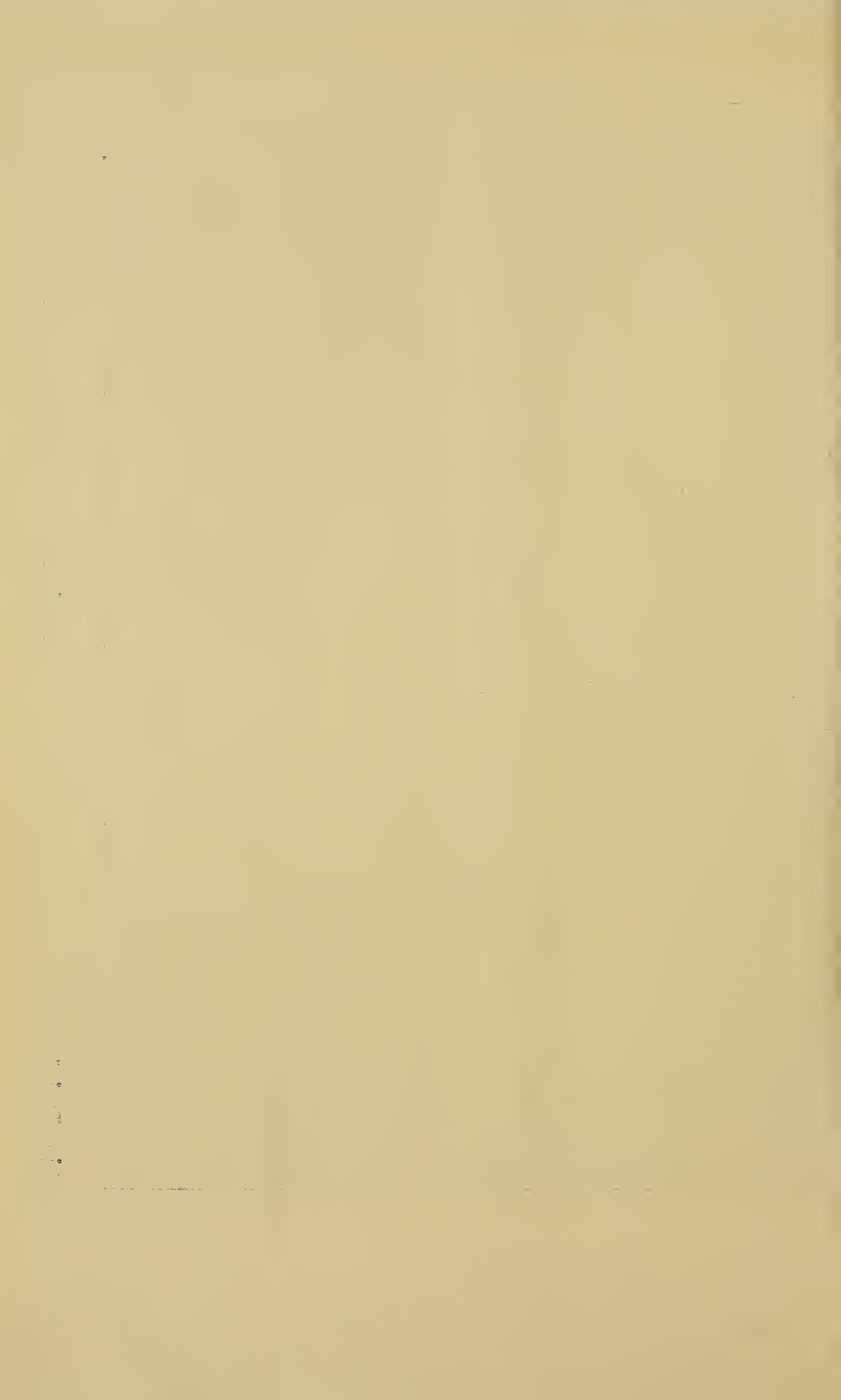
dem See. Stille ringsum. Nur weit drüben auf der Strasse geht ein Bauer vorbei. Die wuchtigen Mauern, die ganze untersetzte Gestalt des kleinen Gotteshauses, die finstere Krypta unter dem Chor — das ist dunkle Jugend des Christentums. Über dem Wasser liegt Allensbach. Diese Bucht des Untersèes, Gnadensee geheissen, ist nicht allzubreit, man kann hinüberrudern in wenig mehr als einer Viertelstunde. Aber seine ganze Bedeutung hat der Gnadensee erst im Winter, wenn es zwei, drei Wochen streng gefroren hat und nicht allzuviel Schnee gefallen ist. Dann prüfen die Fischmeister das Eis; und wenn es trägt, wird aus Tannenbäumchen, die man in die glasig-dunkle Decke einhackt, ein Weg abgesteckt von Allensbach nach Mittelzell. Zehn Meter rechts und links kann man dann dem Eis unbedingt trauen, aber auch weiter, namentlich nach der Rundung der Bucht zu, ist es noch sicher. In ganz harten Wintern kommt es sogar vor, dass auch die anschliessende, meist eisfreie oder nur mit dünner Decke überspannte, Bucht von Radolfzell ganz gefriert.

Wenn der Eisweg Allensbach-Mittelzell eröffnet ist, dann beginnt hier draussen ein

lustiges Leben. Schlittschuhläufer aus Konstanz und von weiter her, zahlreiche Kinder aus den nahen Dörfern, Fussgänger und Handschlitten beleben die breite dunkle Eisfläche und verlieren sich, selbst wenn sie in ganzen Gruppen beisammen sind, dennoch in der grauen gleichmässigen Weite. Auch der wirtschaftliche Verkehr zwischen Festland und Insel geht dann übers Eis: grosse holzbeladene Schlitten und Boote werden herüber und hinübergeschoben, als hätten die Leute für ihre Frachten den Bau dieser glitzernden Brücke abgewartet. Alles freut sich des neuen Weges. Die meisten Läufer halten sich in der Nähe der abgesteckten Bahn oder fahren weit an den buchtigen beschneiten Ufern der Insel oder des Festlandes hin. Aber auch weit draussen in der Richtung auf die in der wintergrauen Dämmerluft verschwimmenden Hegaukuppen und den Schienerberg zu, sieht man Gestalten; und oft, besonders an nebligen Abenden, wenn auf dem Eise nach allen Seiten gleichmässig lastendes Grau liegt und man schon wenige Meter vom Lande jede Orientierung verliert, haben sich Leute, die nach Radolfzell hinüber wollten, verirrt, sind auf den freien See hinausgekommen, wo die



Die Reichenau — Nach einer Radierung von Peter Halm



Strömung des Rheins kein tragendes Eis gefrieren lässt, und sind dort ertrunken.

Es ist ein wunderliches Gefühl, auf dem glasklaren dunklen Eise vom Ufer auf die Seetiefe hinauszulaufen. Noch sieht man deutlich den gelben Grund, Steine und Scherben, die auf ihm liegen, einen kurzen Bootspfahl, der heraufragt und mit seinem Kopf eingefroren ist. Langsam senkt sich der Grund. Schwindel fasst ganz leise den Läufer, wenn er sich so über der Flut schweben sieht, in die sein Blick metertief hinabdringt, und in der gar ein Fisch gerade unter seinen Füssen vorüberschnellt; erst, wenn er ganz über dem Grundlosen läuft, schweigt das schwindelnde Gefühl.

Wie das dröhnt, wenn fern ein Läufer herankommt! Die ganze Decke scheint zu zittern und der Ton des Stahles auf ihr nach allen Seiten ins Weite zu eilen. Die Läufer begegnen sich. Wieder verdröhnt der Stahlton auf der leichten Rauheit des Eises. Alle dreissig, vierzig Meter ziehen lange, schmale Risse durch das Eis; die beiden aneinanderstossenden Flächen schwanken ein wenig, während der stählerne Schuh hinübereilt. Dort, nah dem Ufer der Insel, wird

Nutzeis geschlagen; schon ist ein breites viereckiges Loch frei; ein Mann rudert eben mit langem Stecken eine grosse Scholle heran.

Um diese Zeit ist am Obersee, wo die stete Bewegung des Wassers das Zufrieren fast immer verhindert, der Strand ein wunderliches Eisgebilde, mit den groteskesten Formationen: da stehen Steine und Pfähle mit grossen Eishüten, breite über den See ragende Schollen, unter die klatschend und spülend die Wellen laufen und im Abfliessen zahllose Eiszapfen bilden; da sind ganze erstarrte Brandungen wie Miniatur-Eisgebirge und -Gletscher. — —

Aber wir sind ja am Untersee. Und es ist ein schöner, sonniger, von leichtem Ostwind bewegter Herbsttag, da man sich zur Weinlese rüstet. Wir sind, nachdem wir auch die kleine Kirche von Niederzell mit ihren alten, wieder freigelegten Fresken besucht und uns an dem, recht als ein Ausguck in den Hegau angelegten, „Bürgle“ gefreut, auf die Hochwacht gestiegen, eine von einem Rebhäuschen gekrönte Weinbergshöhe.

Es gibt alte illuminierte Stahlstiche, in denen alle Ferne in klaren Linien gezeichnet ist und sich in erst dunklem, dann immer

lichterem Blau abstuft; einem Blau, das alle anderen Farben, das Gelb, Grün, Braun, Rot des Vordergrundes, trinkt und der eigentliche Grundton des Bildes wird. Mit diesem Vorwalten der blauen Ferne werden solche Bilder der Ausdruck ewiger Wandersehnsucht. So liegt es vor uns; und das Gelb des herbstlichen Weinlaubes rings hebt die Bläue des Sees und der Hegauhöhen noch mehr hervor: den Klingsteinkegel Hohentwiel, in dessen gewaltigen alten Festungstrümmern, gedeckten Gängen, Kellern und Bastionen Scheffel oft streifte und kletterte, von dessen Ausguck er sehnsüchtig über das weite Land schaute, ein schmerzliches Liebeserlebnis in ferne Vergangenheit zurückdichtend; den kleinen, spitzen Zahn des Hohenkrähen, die sanfter gerundeten: Stofflen, Höwen, Mägdeberg. In dunklerem Grünblau stehen vor diesem Hintergrund der Schienerberg, der sich breit in den Vordergrund geschoben hat, rechts an den Arm des Sees stossend, welcher sich weiter unten zum Rhein verengt, und das hohe waldige Schweizerufer, von dem die napoleonischen Schlösser und das ältere Salenstein herüber grüssen.

Wir erreichen noch gerade das letzte rheinabwärts fahrende Dampfboot. Vorüber

an malerischen Flecken, wie dem vom See aus wundervollen, getürmten grauen Steckborn, an Schlössern auf den Höhen und unten am See, geht es in das enge, schon wie ein mächtiger, breiter Fluss aussehende Abflussbecken hinein. Hier sieht man überall die starke Rheinströmung.

Rechterhand behalten wir den langen Schienerberg, der langsam eine burggekrönte Ecke vorschiebt, während der Dampfer den gewundenen Fluss hinabgleitet: Hohenklingen. Dort oben soll heute Nachtrast gehalten werden.

In der Dämmerung liegt ein altes Städtchen am Rhein. Erkergeschmückte Häuser, deren Fenster schon Lichter im Fluss spiegeln, begrüssen uns; eine hohe Brücke schwingt sich über den Fluss; von einem grün umrankten, erleuchteten Balkon über dem Wasser klingt Lachen und Gläserklirren. Vom Lande schauen wir unserem Boot noch nach, wie es mit dem Rhein hinter den vorspringenden Ufern verschwindet. Dann gehen wir langsam über den uralten Markt, mit seinen hochgiebeligen, bemalten Häusern, seinem grauen, rauschenden Brunnen, drauf ein bunter Landsknecht Wache steht, seinen auf Bänken vor ihren Türen Feierabend haltenden,

plaudernden Menschen. Das alles taucht in die Dämmerung.

Nun steigen wir, vom Abend geleitet, durch Weinberge und Abhangwald langsam hinauf. Schon schliesst das Städtchen mit seinen Toren, das seinen alten Mauerring kaum irgendwo durchbrach, in der Tiefe zusammen. Schon glänzt weit und weiter das dunkle Silber des geschlängelten Rheins aus der versinkenden Landschaft empor. Steiler wird der Weg. Etwa haushoch über uns steigen Mauern zwischen den Bäumen auf. Wir klopfen an das alte eisenbeschlagene Burgtor.

„He! späte Gäste sind da!“

Bald wird aufgetan. Eine Magd mit einer Laterne geleitet uns hinein. Mauern aus unbehauenen Feldsteinen. Eine kleine Pächterwohnung mit Restaurations- und ein paar Gasträumen ist auf Balken und mit steilen Treppen in das Mauerwerk eingebaut: Boden, Wände, Decke ebenso wie die Treppen Holz. Das alles würde, wenn ein Brand ausbräche, wie Reisig im Herde zwischen den Steinwänden aufflackern.

Von einer Galerie sieht man hinunter zum Rhein. Dahin bestellen wir uns das

Abendbrot. Hohenklingener funkelt rot in unsern Gläsern. Ob man nicht unser Windlicht von unten wie ein neues Sternlein hat aufleuchten sehen? Es ist jetzt ganz dunkel geworden. Auch das Glänzen des Stromes ist erloschen. Weichenlaternen vom Bahndamm jenseits des Rheins und die Lichter des Städtchens sind das einzige, was aus dem Tal noch heraufgrüsst. Am Himmel, über Gipfeln und Wipfeln, beginnen die Sterne ihren nächtlichen langsamen Reigen. Der Stundenschlag der Uhr klingt verhallend in die Nachthöhe herauf.

* * *

Mit dem ersten Hahnenschrei sind wir aus den Betten. Köstliche, kühle Morgenstille. Ein Vogelruf irgendwo aus der Wipfeltiefe des Waldes, der hinter der Burg liegt und mit seinen feiernden Kronen atmend schweigt. Vergessen sind die Unbilden der Nacht: Haselmäuse, die über Betten und Wände sprangen, erstaunt über die späten herbstlichen Logiergäste, die ihnen ihre schon bezogene Winterwohnung streitig machten. Ein kurzer Frühweg durch den tauigen Wald bis an einen Abhang, von dem aus man in einen dichten Buchenhain hinabsieht, der

leise beginnt sich in die Herbstfarben zu kleiden. Noch liegt es wie ein ganz durchsichtiger blasser Schatten auf dem Walde. Nur der Himmel fängt schon strahlender zu leuchten an. Als wir auf dem Rückweg aus dem Walde traten, lag auf der Turmspitze der Burg das erste, noch ganz kühle Sonnenlicht. Wie jetzt die ganze Landschaft erwacht, wie der Tag ins Tal steigt und den Rhein aufglänzen lässt! Rauch kräuselt sich über den Dächern des Städtchens, Hammerschläge kommen irgendwoher, Züge pfeifen, die Mettenglocke ertönt, und bald wird auch der Strom sich beleben. Jetzt leuchtet das ganze Tal in Sonne. Wir sitzen auf der Holzgalerie beim Frühstück und lassen's uns wohl sein.

Unsere Herberge zeigt bei Tage ein freundlicheres Gesicht, als da wir abends in das tiefe Dunkel ihrer nächtigen Mauern eintraten. Ausser Turm und Wänden und dem vorbaugeschützten Eingang ist noch ein leerer Rittersaal erhalten, mit Steinsitzen an den Fenstern; in irgend einer Ecke der breite, schwarz eingebrannte Trichter eines Rauchfangs, ein Verlies, ein Ausguck — aber jetzt in der Sonne kann uns das in kein Mittelalter mehr

zurückzaubern. Da ist uns das alte Gemäuer eine luftige Wanderrast mit viel schönem Ausblick, doch nicht ohne Mängel.

Aber da unten in Stein, da gibt es ein paar Häuser, Ecken und Winkel, in denen ist selbst um Mittag Mittelalter, dem jeder verfallen muss. Wenn man auf dem Markt steht, den wir gestern abend in der Dämmerung berührt haben, und die hohen, wunderlich und lustig bemalten, mit ihren Erkern in die Strasse vorlugenden Giebelhäuser betrachtet, dann fängt es schon an. Man würde nicht erstaunen, wenn die bunten Gestalten, ehrsame Bürger, Landsknechte, Prediger, die in Fresken am Rathause geschildert sind, plötzlich hier an den alten Brunnen träten oder drüben in die „Sonne“ zum Schöpplein gingen. Diese mittelalterliche Stimmung wird tief und wunderlich zwingend, sobald man in den malerischen Gebäudekomplex des alten Klosters St. Georgen tritt, das wohlerhalten und von künstlerischer Hand wiederhergestellt wenig sichtbare Wandlungen erfuhr, seit Abt David von Winkelsheim es um 1500 zu einem Kleinod dekorativer Innenkunst machte. Das Wesen deutscher Renaissance, als Kultur, als Lebensinhalt, hat nirgends so lebendig,

so unmittelbar zu mir gesprochen wie in diesen von einem grossartigen Kunstfreund geschmückten Räumen. Hier tritt dem Beschauer überzeugend sofort dies entgegen: dass alles Klassische, sobald es nach Deutschland kam, gänzlich gewandelt, germanisiert wurde; dass von ihm eigentlich nichts übrig blieb als grössere Gedanken, Motive, Konflikte, die in die deutsche Seele fielen und dort, ganz aus dem urheimatlichen Stoff, Gestalt und Körper gewannen. Eine Erziehung, eine Höherführung des Eigensten; nirgends ein Fremdes, eine Nachahmung. Was ist deutscher als dieses Landsknechts-Heer, das — auf einer der grossen Fresken des Festsaales — Karthago stürmt? Es ist dieselbe Welt und Zeit wie dort die köstliche humorvolle Zurzacher Messe, nur ist ein grösseres, klassischeres Motiv gepackt. Was ist deutscher als diese Edeldame mit dem Falken — Semiramis? dieser Herkules? Aber überall ist der Ausdruck gesteigert, hat man mit dem Eigenen etwas Fernes, Hohes auszudrücken gesucht und sich dadurch über sich selbst erhoben. Das scheint mir der tiefste Sinn aller Renaissance. Ich glaube, selbst in den übernommenen architektonisch-dekora-

tiven Formen der wundervollen Täfelungen, der kanellierten Decken, der geschnitzten Holzbänder, der gewölbten Erker und der behaglichen Öfen ist das Deutsche stärker als das Fremde.

Wir haben, von den liebenswürdigen Wirten geleitet, die reichen Festräume, Kapelle und Konventssaal, Abtszimmer und Zellen angesehen und durchwandeln jetzt den alten, wohlerhaltenen gotischen Kreuzgang. Wir schreiten im Gewölbeschatten. Still und sonnig liegt im Wandelkreis der Halle der begrünte Klosterhof. Wir haben bei dem Gang durch diese Räume so viel Vergangenheit geatmet, dass sie zum Traum wird.

— — — — — — — — — — — — —

Im Mauerviereck, still die Zeit verträumend,
grün eine blühende Wildnis spriesst,
die rings ein Kreuzgang, dunkel sie umsäumend,
mit matten Dämmerschatten schlummernd schliesst.

Hoch überm Tor, um dessen Sandsteinranken
der alte Efeu schlug die knorrigen Pranken
liegt auf dem Kirchturm Abendsonnenschein.

Im grünbegrasten Wege geht allein,
bis an die Lenden im Gestrüpp verborgen,
ein grauer Mönch mit seinen stummen Sorgen.
Nur eine Biene seine Tritte scheuchen
aus den verheckten wilden Rosensträuchen.

In blauem Scheine dämmernd alles fliesst,
blau sind im Buch die Seiten, die er liest:

„. . . Die Kraft trägt in sich selber ihr Entstehn.
Kraft ist der Sonne leuchtend Niedersehn,
Kraft ist die Wärme, Kraft ist alles Licht,
Kraft drängt zu Kraft!
So sieh die Bäume streben,
die Säulen hochgestemmt sich heben,
bis an der dunklen Kraft die lichte bricht . . .“

Und wie des Himmels hingerolltes Tuch
ward dunkler blau das aufgeschlagene Buch.
Der düstere Spruch stand leer in seiner Seite.
Da sinkt des Mönches Arm.
Er sinnt. — Und wie ein Krähenschwarm
fliegen die schwarzen Worte in die Weite . .

Er weiss, was er im Leben nicht gekannt.
Im engen Hof fühlt dunkeln er das Land
hinter den Mauern in der Runde.
Vom Kirchturm schlägt die schwere Feierstunde.
— — — — — — — — — — — —

Und wieder hinaus in den klaren hellen Nachmittag! Das Städtchen Stein mit seinem schlanken Kirchturm und das Bergschloss liegen schon hinter uns. Es geht am badischen Ufer rheinaufwärts.

Ein Dorf mit breiten, schlossartigen Baulichkeiten, die aus dem Grün hervorschauen, taucht auf; es ist das Kloster Öhningen, in dessen Nähe der weltberühmte Öhninger Stein-

bruch liegt, dem die kostbarsten Versteinerungen entstammen: Tiere und Pflanzen. Er ist verfallen. Unter den herumliegenden Platten, im Schutt finden wir ein paar gute Abdrücke von Blättern im Stein. Das ist alles. Aus einer Hütte kommt ein Mann und bietet uns noch urweltliche Tiere zum Kauf. Sie sind zu teuer und zu schwer, als dass wir sie noch mitnehmen könnten. Wir setzen den Weg fort, durch Wald, über Felder, immer an den Hängen des Schienerberges hoch über dem Fluss, klettern in Schluchten hinab, wieder hinauf; durch das Gold des Waldes leuchtet der blaue See hindurch; unten liegt das Judendorf Wangen; jetzt führt die Strasse oberhalb des Schlosses Marbach vorbei, und wir erreichen in der frühen Dämmerung Gaienhofen. Das Abendboot, das uns von hier nach Konstanz bringen sollte, ist schon abgefahren. So müssen wir in Steckborn drüben überm See die Bahn erreichen. Wir stossen hinaus in die weichdämmernde Flut — —

Zum Bild, von Schatten überspannt,
von Abendfarben überglutet,
sinkt dort in sich zurück der Strand.
Und auseinander tritt das Land,
dem still mein Boot entgegenflutet,
aus Schatten, drin es schon verschwand.

Die Ruder tauchen schweigend ein.
Still geht der Strom. Dem ewigen Fliessen
drückt eine leichte Spur sich ein,
um mit dem Strom hinabzufliessen
aufspiegelnd in den Dämmerschein,
aus dem die ersten Sterne grüssen.

Verworrener Laut vom Ufer hallt,
um graue Pfähle spült die Flut,
die Stadt ragt auf so dämmeralt
aus der im Strom erloschenen Glut,
in der ihr Spiegelschatten ruht,
indes der Strom vorüberwallt. —

Spätherbsttage am Überlinger-See

Es ist Ende Oktober. Ein erster Nachtfrost hat das Farbenwerk des Herbstes vollendet und mit seinem Rauhreif dem sterbenden Laub die leuchtendsten Farben eingebrannt. Aber noch sind sie im dämmerigen Hauch des späten grauen Morgens verhüllt. Reglos liegt der mit dem Himmel verschwimmende See, als laste die unbewegte fröstelnde Nebelweite schwer auf ihm. Alle Ufer sind matt und verblasst. Die fernen Dampfer scheinen fast über dem Horizont zu schweben. Ihr unzerteilter Rauch bleibt wolkig in der Luft stehen. Während der Vormittag wächst, füllt sich ganz langsam das weite Grau mit zerstreutem, etwas rauchigem Blau und wird zusehends lichter. Mittags endlich bricht die Sonne durch. Rasch wird ihr Licht, das erst rötlich winterlich schimmerte, klar und golden; die Landschaft leuchtet in vollen Farben auf. Um diese Zeit waren wir schon im Gebiet

unserer heutigen Wanderziele, nahe der Endbucht des Überlingersees.

Der ‚Überlingersee‘ genannte, weit ins Land hineingestreckte Arm des Bodensees ist der nördliche der beiden Teile, in welche die grosse Konstanzer Halbinsel das Gesamtbecken in seinem westlichen Drittel zerlegt. Das nördliche Ufer des Überlingersees ist die genaue Fortsetzung der buchtigen Landlinie Lindau-Friedrichshafen-Meersburg, das südliche gehört der, gewissermassen vom Hegau vorgeschobenen, Konstanzer Halbinsel an. Beide sind vereinigt durch das kurze, flache und sumpfige westliche Buchtgestade. Der Reisende, der von Osten aus der vollen Breite des Sees dem Überlingersee zufährt, sieht die Höhen des Linzgaus, die von weitem über den flachen württembergischen Strand herübergrüssten, allmählich nah ans Wasser treten und dem Landschaftsbild einen kräftigen, malerischen Charakter geben. Der Eindruck heroischer Landschaft wird besonders stark im letzten Teil dieses Seearmes. Da spiegeln sich auf beiden Seiten steilabfallende Waldfelsen in der Flut.

Wir haben das Frühschiff in Dingelsdorf, am südlichen Ufer, verlassen und gehen auf

der durch das flache Ried gebauten Dammstrasse nach dem nahen Wallhausen, wo die Waldberge beginnen. Sie stehen für unsern Blick, während wir auf das wachsende Bild zuwandern, hart über Ried und See, sich in Duftfarben, doch dunkel abgestuft, wie Kulissen vorschiebend und mit dem See, dem sie enttauchen, der Ferne zu leicht ansteigend.

Im Fischerdorf Wallhausen liegen ein paar Lastkähne mit Holzfrachten, Boote, ein Motor am stillen Ufer. Ein Hund bellt uns nach, während wir auf dem Uferweg in den Abhangwald eintreten.

Noch ist das Vormittagsgrau des Herbsttages nicht überwunden. Wir schreiten in der kühlen Luft kräftig aus, rechts neben und wenige Meter unter uns immer den See, in dessen klarem Wasser wir deutlich sehen können, wie weit der helle flache Uferstreifen unter der Oberfläche noch vorspringt und wo der Grund sich steil in dunkle Tiefen hinabsenkt. Zwischen den Bäumen hindurch geht unser Blick hinüber zum anderen Gestade. Überlingen, die Sandsteinfelsen der Heidelöcher und eine sehr malerische helle Wand, die oben eine Villa mit weissen, den Fels fortsetzenden Mauern trägt, liegen schon halb

rückwärts. Das kleine Sipplingen mit seinem spitzen Kirchturm rückt näher. Unser Weg windet sich um viele Buchten und Vorsprünge, hebt und senkt sich, zieht durch Laub- und Tannenwald, an Sandsteinfelsen und aus der Höhe steil herabkommenden breiten Bahnen für das Holztreiben vorüber.

Mehrmals öffnen sich zu unserer Linken tiefe Schründe und Tobel, aus denen kleine versickernde Rinnsale über Moosstufen niedertropfen. Prachtvoll der unbeirrte senkrechte Wuchs der Bäume auf den schrägen Böschungen! Dort ein kahler Sandsteinfels, an dessen Fuss sich aus dem abgerutschten Stein und Erdreich eine sanft ansteigende Schutthalde gehäuft hat. Der Wald tritt oben bis hart an den Absturz. Mit klammernden Wurzeln — wie nur Schwind sie gemalt hat — umschlingt die vorderste Tanne den Stein, der unter diesem zusammenwachsenden Griff zu zerbröckeln scheint. Farren und üppiges Gesträuch bedecken den Grund der Schlucht.

In einem dieser Tobel führen zwischen den engen moosig-feuchten Sandsteinwänden, in die sich der gewundene Bach in langer Vergangenheit tief eingeschnitten hat, angeschlagene Stufen hinauf. Oben im Wald steht

auf vorgeschobenem, vom Hinterland gelöstem, mit ihm heut aber in üppiger Waldwildnis verwachsenem Bergkegel ein altes Gemäuer, Kargegg geheissen. —

Jetzt treten haushohe senkrechte Steinwände bis hart an den See, dass der Pfad sich grade eben nur an ihrem Fusse vorbeidrängen kann.

Wieder wird das Gestade breiter. Holzarbeiter sind am Werk. Weithin durchhallt es den Buchenwald. Es heisst, schnell die Rutschlichtungen passieren, in denen die glatten Stämme herunterkommen. Unten sind Leute beschäftigt, sie zu Flössen zusammenzubinden. Der blaue Rauch eines Feuers zieht sich über den Schatten am Tannenstand.

Allmählich wird das flache Ufer noch breiter. Die hohen Laubwaldberge treten vom See zurück. Wir nähern uns Schloss und Dorf Bodman, das einst, Podama geheissen, ein Sitz fränkischer Könige war. Von der dem Duft enttauchenden Sonne beschienen liegt es in der Stille des Herbsttages friedlich, lang am Ufer hingestreckt. Wir durchwandern es in der Längsrichtung, an den einzelnen verstreuten Häusern und Gehöften, der kleinen Kirche, dem vornehm

mit seinen Gartenanlagen ohne Umzäunung an der Strasse liegenden gräflichen Schloss vorüber, zur Linde, wo wir einen raschen Imbiss nehmen. Dann steigen wir in die Berge.

Graue Buchenstämme. Ein roter Abhangteppich. Serpentinenwege, auf denen unser langsamer Steigschritt im Laube raschelt. Viele Windungen hinauf. Der Hang wird steiler, steigt scharf, dass wir in den Baumwipfeln vor uns den Fuss von Mauern, darin eine Pforte sehen. Wir klimmen den laubglatten Pfad hinan.

Wir stehen im Ring eines Mauerkomplexes, in einem unteren Gang, die Burg ragt noch hoch über uns. Über den Blöcken rote Ebereschen gegen den blauen Himmel: das Wappen des Herbstes. Wir steigen in das mächtige Halbrund des grossen gebrochenen Turmes, der vielleicht einst die Haupträume der Burg umschloss. Der Boden liegt voll niedergestürzter Bausteine, zwischen denen ein paar hochstämmige Bäume Wurzel gefasst haben, sie ragen reglos und trinken das blaue Himmelsleuchten in den leeren Fensterhöhlen mit schweigenden Wipfeln. Einzelne Blätter wehen aus der hohen Stille nieder.

Nicht von den Händen des Windes oder des Regens herabgerissen; in Stamm und Geäst, im versiegenden Saft des Baumes ist der Herbst zu ihnen gelangt. Der Baum hält sie nicht mehr und lässt sie der Luft, die sie schwebend niederträgt. Ich muss eines Gedichtes denken, zu dem mir vielleicht eine Stunde in dieser Ruine einst Anlass war. Es heisst „Die Herbstburg“:

Durch die herbstlichen Wälder ruft der Wind
mit vielen Stimmen.
Komm! wir wollen die Höhe erklimmen,
wo die verlassenen Mauern sind.

Windstill, in dem Brausen und Rauschen,
ist der Burghof. Rast und Raum
umragt den reglosen Eschenbaum
mit schweigendem Lauschen.

In die Wege der Wolken klafft das Tor,
durch das wir kamen;
kaum reichen in den Bogenrahmen
die höchsten Wipfel des Waldes empor.

Wir sind vom rauschenden Leben geschieden,
in Schatten und Wolkenwiderschein
allein
in diesem aufgebauten Frieden.

Hoch in der ummauerten Stille
löst sich ein Blatt und schwebt vom Baum.
Wir gehen aus dem verwandelten Raum
einsam zurück ins Rauschen der Fülle.

Höher als die Burg, auf waldfreier Gipfelwiese, liegt der alte Pachthof Bodenwald. Von dort gesehen, ragt der halbe Turm aus schwarzgrünen Tannen und dem Brand einer roten Buchenwand auf. Neben ihm wird ein Stück tiefpurpurblauen Sees sichtbar. Einzelne weisse Birkenstämme mit ihren grellgelben Blättern schneiden in dies Blau hinein. Lichtgrün-silberduftige Ferne.

Die Fülle dieser Farben drang wie ein Rausch auf uns ein und zwang das Auge immer wieder, in ihre Flut zu tauchen, zu schwelgen, jede einzelne Farbe, wie im Ringen mit den andern, zu ihrer höchsten Sinneskraft aufschwellen zu sehen. Die starken ungebrochenen Töne des Bildes waren wie eine wilde, stürmend rhythmische Musik, wie schmetternde Trompetenstösse einer fürstlichen, diese Hänge durchstreifenden Jagd, wie Wind und Sturm.

Wir gingen auf der teils bewaldeten, teils freien Hochebene bis an ihren südlichen Abfall. Da eilt der Blick weit über Hegau und Untersee. Das alte Städtchen Radolfzell, die Insel Reichenau, die Schlösser des Schweizerufers — all das liegt duftig flimmernd und verschwommen vor uns. Unser Auge vermag

gegen das Licht den von der wasserreichen Ebene gewobenen Schleier nicht klar zu durchdringen. Umso wichtiger aber wird uns der gewonnene Standpunkt für die Orientierung. Wir stehen fast an der Wurzel der Konstanzer Halbinsel. Die Karte liegt vor uns im Heidekraut. Sie zeigt uns, dass der Höhenzug, auf dem wir uns befinden, westlich durch ein tiefes Tal von den Hegaubergen getrennt ist, ein Tal, durch das jetzt die Bodenseegürtelbahn fährt, so die Konstanzer Halbinsel zwischen Ludwigshafen und Radolfzell abschneidend, um dann, an ihrem südlichen Untersee-Ufer entlang, Konstanz zu erreichen. Der Einschnitt dieses Tals ist rechts zwischen den Waldhängen erkennbar. Er liegt weiter im Lande, noch hinter dem Ansatz der Halbinsel. Wir verbinden im Geiste die beiden, ein paar hundert Meter auseinanderliegenden Standpunkte, deren jeder eine der Endbuchten des Sees zeigt und deren Vereinigung uns das Lageverhältnis von Überlinger- und Untersee deutlich macht.

Während wir durch das hohe Kraut wieder nach der Überlinger Seite zu stapfen, flieht ein Rudel Rehe mit langen, schlanken Sprüngen durch die Buchenwaldhalle zu unserer

Rechten. Einsame Stille wie vorher. Mich beschäftigt das Übersichtsbild der Landschaft. Ich habe als Junge oft am Überlingersee, oft am Untersee gestreift, habe zu Rad all ihre Ufer umfahren, aber sie nie in Eins gefasst, sie immer als getrennte Landschaften empfunden. Nun schlagen sie, wie zwei aufeinander zueilende Wellen in der Brandung, hoch auf und zusammen. Ich bewältige den Eindruck noch nicht. Das Geheimnis des Raumes umschauert mich.

Ich sinne nach. Ich schaue rückwärts in vergangene seelische Erlebnisse hinein, die erst in diesen Augenblick zu münden scheinen. Ich weiss jetzt, dass auf weiten Reisen mir immer irgendwann die wirkliche Landschaft in die Landkarte sich wandelte, unmerklich, in vielen feinen Übergängen; dass mir nur die grösseren Halt- und Endpunkte der Reisen zugleich Kartenbild und volle Wirklichkeit waren, dass aber die durchflogenen langen gleichförmigen Strecken mit den unbekannten ruhenden Horizontpunkten, um welche die Riesenscheiben der Landschaft kreisten, nicht mit der Linie auf dem Papier ganz eins wurden, sondern wie ein fremdes fesselndes Erlebnis zwischen den Zielen standen, nur sausende

Bewegung, Wandlung, Kreisen waren, nicht aber meinem Gefühl Raum wurden. Ich denke daran, wie ich Raum und Landschaft auf raschen Radfahrten empfand, wie sich mir Hügel, Wald und Feld zu weichen, langgezogenen Linien streckten und die Häuser der durchflogenen weiten Dörfer eng und nah zusammenrückten, dass ich sie in einem Umblick zusammenfassen konnte. Ungreifbare Dinge! — Ich fühle, wie sich mein Empfinden des Raums gedehnt hat. Wenn ich als Junge eine Bergtour machte, blieb mir das Erlebnis wechselreicher Weg. Jetzt versinkt meinem Blick der Pfad und Weg: das Gebirge wird mir umfasste Gestalt. Mein Geist schafft Räume in sich, er vermag ein paar Tagewanderungen weit in sich zu begreifen. Und nur an den äussersten Enden solch umspannten Gebietes brandet mir — wie Meer an fernen Küsten — die Umfassbarkeit des Raumes. —

Wir öffnen ein Wildgatter, um zum Schlösschen Frauenberg hinunter zu steigen, das ebenso wie die alte Veste auf einem niedrigeren, dem See zugewandten Vorsprung des Höhenzuges liegt. Eine tiefe Schlucht trennt es von der Ruine. Wieder gehen wir

in den brennenden Farben des Laubwaldes durch raschelnde Blätter in der Richtung auf das tiefblaue Wasser. Da — noch ein Wildgatter — und das verlassene helle Schlösschen strebt schlank zwischen den Stämmen und Wipfeln der herbstlichen Bäume empor. Ein Monsalvatsch! Silbrig glänzt die hohe Kuppel des Turmes mit dem doppelarmigen Kreuz. Gotische Fenster bergen oben an der verstrebten, bis zur halben Haushöhe fensterlosen Mauer mit ihren nur nach innen gewandten Farben, die aussen dunkel kupfrig schimmern, eine alte Wallfahrtskapelle.

Verschlossene Fenster, verschlossene Pforten, Schweigen ringsum. Nur ein strahlender Bergbrunnen glänzt silbern und plätschert unaufhörlich.

Hier im Verlies dieses Schlösschens, dessen Anlage gewiss aus fränkischer Zeit stammt, soll der heilige Othmar gefangen gehalten worden sein. Unten in einem Sandsteinfelsen hat man das Zeichen eingegraben gefunden, das König Dagobert einst an der rhätischen Grenze bei Mondstein einhauen liess: einen die Hörner aufwärts kehrenden Mond. Wieviel Leben, wieviel frische, aller Schwäche

hohnlachende Kraft in solch wortloser lapidarer Sprache alter Schwertmänner liegt!

Wir steigen den gelichteten Waldweg hinab, an den vielen Stationen vorüber, die der Wallfahrer betend erklimmt. Welke Blumen, Ähren, Zweige hängen an den verwitterten holzgeschnitzten Bildstöcken.

* * *

Den Nachmittag verbringen wir am gegenüberliegenden Ufer. Ein Motorboot hat uns über die Bucht nach Ludwigshafen, der Zug von dort nach Sipplingen gebracht. Hier steigen wir aus. Der Weg schlängelt sich in die waldigen Uferberge hinein. Eine zerrissene, von Bäumen und Gesträuch überwucherte Ruine liegt in Dreiviertelhöhe des Berges auf einem abgesonderten Kegel, in dessen Rücken der Waldberg weiter ansteigt. Es ist Althohenfels, auf dem einst der Minnesänger Burkard sass. Ein Jäger und ein Dichter, voll Leidenschaft und Kraft, der eine reiche kühne Sprache redete, dessen Lieder in stürmendem Rhythmus klingen. Sein Ton ist viel voller und stärker als der meisten seiner Zeit- und Stilgenossen. Wir rasten an den alten Mauern und schauen hinüber auf die steilen schattenschweren Tannenberge

des andern Ufers, die tief in die Flut hineindunkeln wie ein schwarzer Wall. Unser Weg von heute morgen. Dort Kargegg, weiter unten der Turm von Bodman. Der freie Weitblick, der schneller als die ziehenden Vögel von all diesen Höhen über das Land eilt, ist in Burkards Gedichten. Ich zitiere aus dem Gedächtnis:

„Meine Gedanken fliegen geschart
mit gierigem Sinn nach dir auf die Jagefahrt."

Ich fühle in diesen Versen die freie Hebung des Kopfes, der einem herbstlichen wandernden Vogelschwarm nachsieht und seine Gedanken beflügelt in die lichte Ferne tauchen lässt.

„Wie möcht' ich mit dir streiten,
die du so gar gewaltiglich
sitzest auf meines Herzens Turm.
Der ist fest an allen Seiten."

Seine Wirklichkeit wird diesem Sänger Bild seines Gefühls; so bindet er die Erscheinungen, die ihn bewegen, ins Eins, in das gegenwärtige, volle Sein, das er lebt. Noch zwei Verse von ihm kommen mir in den Sinn, die so recht in diesen golden leuchtenden Herbsttag mit seinen brennenden Farben passen:

„Da die Luft mit Sonnenfeuer
war getempert und gemischet —"

Wir sprechen noch eine Zeitlang von ihm und seinen dichtenden Standesgenossen, die allenthalben auf den Bodenseeburgen umher sassen. Wenn die schlechte Jahreszeit einsetzte mit Sturm und Regen, Nebel und Kälte, wenn der dicke Kachelofen im getäfelten Burgstüblein vor innerer Glut zu strahlen anhub, dann dichteten sie einsam, auf Höfen und Schlössern, die von der Uferhöhe herab sich in der grauen Flut spiegelten, oder mit ihren Türmen wie raumlose Schattenbilder über die Winternebel aufragten, ihre ritterlichen Lieder. Denn Herbst und Winter mit ihrer Stille und grauen Einsamkeit sind die Zeit der Dichter, die dann in ihren Traum vom Leben hineintauchen, der mit seinem gespiegelten Glück und gespiegelten Schmerz wunderbarer ergreift als das wirkliche Leben. Da zogen die Freuden des ganzen Jahres an ihrem Blick vorüber; sie sangen vom Mai, den sie nicht genug preisen konnten, und von der Frau Minne; sie sangen die Reihentänze des Sommers und die herbstliche Jagd mit Falkenflug und Horngetön.

Mit diesem Vers des Burkard:

„Freude und Freiheit
ist der Welt Feuergeleit“

springen wir auf und steigen weiter zum Haldenhof hinauf, wo wir unter den alten halbentlaubten Bäumen einen kurzen Vesperimbiss einnehmen. Oberhalb des Hofes liegen die Steinpalmen. Das ist der eigentliche Aussichtspunkt. Da geht der Blick weit in den sich jetzt abendlich rötenden Hegau und auf der anderen Seite das gebuchtete Bodenseeufer hinauf bis Lindau und Bregenz; und hinüber zu den Vorarlbergen und Schweizer Alpen, die mit ihren scharfen Zacken in den klaren Späthimmel schneiden.

* * *

Das Wetter der nächsten Tage glich diesem vollkommen. So wurde mit Freunden noch eine Motorbootfahrt in den Überlingersee unternommen. Wir fuhren aus der Konstanzer Bucht dem Meersburger Ufer zu.

Aus dem niedrigen, schnell fahrenden Motorboot, hart über den Seespiegel weg gesehen, bekommt die Landschaft etwas Flaches. Mehr, als aus nicht höherem Ruderboot, wegen der dem Horizont parallelen, wagrecht das Bild flach abschneidenden Linie des Verdecks und der schnell hinschiessenden und, so nahe dem Wasser, doppelt empfundenen Bewegung.

Das Rattern des Daimlers erschwert die Unterhaltung. Schweigend überlassen wir uns dem Seeblicke. Manchmal sinkt mein Auge in die wundervoll geschwungene Furche, die sich vom Boot schräg rückwärts zieht und in steter Erneuerung sich in die Weite verliert.

Die Landschaft liegt wieder in leichtem, lichtem Duft, fast ohne Schatten, alle Farben gelöst, hell, ohne Tiefe — wie ganz flüchtig angedeutetes Aquarell. So Meersburg, die kahlen Rebberge, der bunt überhauchte Wald.

Wir fahren am Ufer hin, von dem der See — der im Winter einen beträchtlich tieferen Wasserstand hat als im Sommer — schon weit zurückgetreten ist. Die Landungsanlagen von Uhldingen, der kleine Lastschiffhafen, der Bahnhof, herbstliches Schilf, Weiden, das Pfarrdorf Seefelden. Dann, hart am Ufer, das Schlossviereck Maurach, und oben auf der Weinbergshöhe die Kirche von Neubirnau. Wir landen.

Maurach, das da friedlich am See liegt, war ehemals ein Nonnenkloster. Noch ererinnern daran die hohen Kirchenfenster und der idyllische alte Klostergarten. Ein hoher Torgang öffnet sich! Die einstige Poststrasse

Überlingen-Meersburg geht durch den Gebäudekomplex des jetzt markgräflichen Pachthofes.

Wir treten hinein. Linkerhand stösst der Garten mit hoher fester Mauer an die Strasse. Aber, nach der Art des achtzehnten Jahrhundert, sind breite Bögen, wie Fenster, in der Mauer angebracht und mit Holzgitterwerk geschlossen. Ein Brunnen spendet nach beiden Seiten sein Wasser. Der verwilderte, herbstliche Garten mit blätterbewehten Beeten und dem kahlen Geäst entlaubter Bäume zieht sich hinüber bis zum See, wo er gegen den Andrang der Welle fest aufgemauert zu sein scheint. Rechterhand liegen Stallungen und Wirtschaftsgebäude.

Neben dem Gehöft führt ein Übergang über die Bahngeleise, und ein schmaler Rebbergpfad steigt zur Barockkirche Neubirnau hinauf. Ein hoher Uhrturm und die breite Fensterfront des mit der Wallfahrtskirche zusammengebauten Prälatenschlosses grüssen uns entgegen. In verlassener verödeter Pracht! Die fürstlichen Äbte des zwei Stunden landeinwärts gelegenen grossen Klosters Salem, die neben den Bischöfen von Konstanz und den Äbten von St. Gallen die mächtigsten

Kirchenherren der Bodenseegegend waren, haben diesen schönen Sommersitz an den See hinausgebaut, um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts. Nicht allzulange vor der Zeit, da Salem verweltlicht wurde, das mit seiner weiten Gebäudeanlage, der wundervollen, im Kloster gearbeiteten Alabaster- und Marmorausschmückung seiner Kirche, seinem klug verwalteten grossen Landbesitz ein Bild des Reichtums, der Lebens- und Machtzusammenfassung klösterlicher Herrschaftsführung war.

Jetzt ist der Platz um die Neubirnauer Kirche rings mit dichtem Gras bewachsen, hohe Bäume tasten mit ihren sich leise regenden, halbentblätterten Wipfeln in die Rundbogen der verstaubten langen Fenster. Die einzigen lebenden Wesen, denen wir begegnen, sind ein paar Hühner, die gravitätisch nickend die Schlossfront entlang kommen: so mag einst der würdige Abt mit seinen Kaplänen post coenam sich hier ergangen haben.

An einem Seitenflügel entdecken wir hoch über dem Boden einen Klingelzug und rühren ihn. Es gellt weit durch die Flure, Treppenkorridore und Hallen des alten Gebäudes. — Nichts. — Noch einmal! — Wieder läuft der schrille heischende Klang durch die Gänge

und sucht nach einem Kastellan, einem Mesmer oder Kustos. Eine alte Frau steckt den Kopf aus einem Fenster und gibt ein Zeichen, dass wir warten sollen. Dann knarrt die Tür, und wir treten ein. Zuerst in die Kirche! Sie wird, wie das Schloss, nicht mehr benutzt, muss aber, alten Bestimmungen gemäss, baulich im Stand erhalten werden. Sie ist wie die italienischen Kirchen leer, so dass der Raum, auf breiter Sohle ruhend, ganz zur Geltung kommt. Dennoch ist es — nach der ersten Woge, mit der der Raum über uns zusammenschlug — nicht die Raumwirkung, die im Eindruck vorherrscht. Die traumhaft-wirre überladene Barockdekoration, die hier, plötzlich von jeder Beziehung zum Leben abgelöst, wie in verzerrter Schauspielergebärde erstarrt ist, zersetzt mit üppigem Schnörkelwerk den reinen Raum, der fürs Gefühl dadurch seltsam belebt, gespenstisch wird. Er ist, wie der Traum, zugleich Leere und Fülle: durchsichtige Bildschatten stehen in ihm.

Wir gehen langsam auf dem gepflasterten Grund dem bizarr-phantastischen Hochaltar zu, der mit seinem Schattendunkel in all dem weissen und bunten Schimmer der Pfeiler und Wände ein Mittelpunkt Ruhe ist,

dessen Formen allein in dem hellen Gewirr für unser Auge Gestalt werden. Er erscheint jetzt wie der malerisch belebte erhöhte Hintergrund einer Bühne: zwei breite, flache und geschwungene Stufen, die rechts und links von Pfeilern wie von prächtigen Soffiten flankiert werden, führen zur eigentlichen Szene, über die der Hochaltar wieder mit drei Stufen ansteigt. Ein in tiefe purpurne Farben gewandetes fürstliches Drama, dessen Rhythmus ruhiger, grösser sein müsste als die schöne aber sich auflösende Architektur ringsum, in dem gewaltige, doch wie Rosse auf Ziele zu gebändigte Leidenschaften ringen würden, könnte hier dargestellt werden. Ich sehe eine Gruppe und halte den Schritt an: zur Rechten auf den Stufen des Hochaltars, in gedämpftem Scharlach, ein königlicher Mann, sich stolz halb zurückbeugend wie eine Gestalt des Barock, so das Kraftvollgefühl seines gespannten Leibes gewinnend; links im Vordergrund violette, dunkelgrüne, schwarze Frauen sich scharend um eine hohe in graue Seide gekleidete Fürstin mit silbernem Schmuck, die mit ihren Blicken den Mann herabreisst; einzelne dunkel gekleidete unschlüssige Männer zur Rechten — —

Meine Freunde sind hallenden Schrittes weiter nach vorn gegangen und ersteigen eben die Bühne. Sie stehen hochaufblickend, den Kopf zurückgelegt, hinaufdeutend — wie eine Gruppe Bewundernder, Anbetender — zusammen. Auch in dieser breiten Architektur ist der Zug zur Höhe, den alle Kirchenbaukunst immer erstrebt, noch lebendig genug und erfasst den ruhigen Beschauer. Die alte Frau weist uns hoch im Deckengemälde in eines Engels Hand einen Spiegel und auf dem Boden einen Stein, von dem aus man sich selber in dem in Wolken gehaltenen Spiegel sieht.

Architektonisch ist die Rückseite des Raumes mit ihrer klaren, weniger überladenen Gliederung, der senkrechten Dreiteilung der Schlusswand, deren Höhe in zwei niedrigen und einem gehobenen Stockwerk aufwächst, und der hier wirkungsvoller hervortretenden oberen Galerie, erfreulicher und reiner. Mit ihr stossen die Gemächer des Schlosses an die Kirche, getäfelte, raumschöne, in die Rebberge und den See hinausschauende still-vornehme Zimmer, die auf breite, lange Flure und auf flachstufige, massiv-geländerte Treppen münden. In allem der Eindruck

des in allmählicher Verfeinerung weit über seine Wurzeln emporgewachsenen, von dienenden Erdkräften scheu und geduldig getragenen, von der Scholle fast ganz abgelösten Lebens. Ein seltsamer Unterton dazu die theatralische Unechtheit des Materials: Stuck und Holz, die künstlich gefärbt, weissrötlichen Marmor darstellen.

Wieder fliegt unser Boot dem hügeligen Ufer entlang. Überlingen, die alte freie Reichsstadt, ist aufgetaucht und nähert sich rasch. Wenige Menschen nur sind auf den schnell zurückfliehenden Hafenanlagen zu sehen.

Ich denke meines ersten sommerlichen Besuches in dem malerischen Ort. Da hab' ich den ganzen Nachmittag damit zugebracht, in seinen Gassen und Gässchen herumzulaufen, die alten Gebäude auzustaunen, mit leisem und doch von allen Wänden widerhallendem Tritt den Frieden seiner Kirchen und Kapellen aufzustören. In dem hohen, fünfschiffigen Münster, das ein spätgotischer Meister baute, hab ich lange gesessen. Einige betende Frauen und ich — ganz weit von einander am Grunde des wachsenden, dunkelnden, kühlen Raums. Ein paarmal kam

oder ging jemand. Das Tageslicht fiel durch die Tür, ein schlurfender Schritt, ein Husten, die rasch nieder- und aufzuckende Bewegung eines Mädchens am Gitter vor dem Hochaltar. Dann Stille und Betrachtung wie zuvor. Die heiligen Personen, die überall auf Altären stehen, mit kleinen Sockeln an den Pfeilern angebracht sind oder aus dem bunten fremden Raum der Bilder in das Kircheninnere hinüberschweben, scheinen die wenigen Besucher nicht zu beachten. Ihre sakrale Starrheit ist verstaubt und leblos. Das Licht einiger Dankkerzen flackert an einem Seitenaltar im farbigen Schatten unter dem gemalten Fenster.

Dann blieb ich wieder vor dem alten Rathaus stehen, dessen holzgeschnitzten Sitzungssaal ich schon angesehen hatte. Das Wappen der Reichsstadt mit dem schwerttragenden Löwen prunkt stolz im Giebel. Die feste Mannhaftigkeit, die in den kleinen Stadtrepubliken als eigenstes Gewächs gedieh, hat auch in Überlingen gewaltet. Ringsum hat sie sich hier an der Landseite mit senkrecht tief in den Sandstein geschnittenen Gräben umgeben, in denen heute umgrünte Promenadenwege führen, zwischen

hellen Felswänden. An einer tiefen Stelle des Grabens schwebt oben ein steinerner Brückenbogen hinüber. Das Dach eines weissen Planwagens leuchtet in den grünen Schatten des Grabengrundes. —

Allmählich baute sich in mir aus Toren, Türmen, auf der Höhe über den Gassen des Volkes gelegenen Patrizierhöfen, aus Klöstern, Kapellen, Ratsitzen und dem Gewirr der schmalen, steilen, aneinander gedrängten Häuser, mit ihren von den Kirchendächern breit überragten Giebelzacken eine raunende mittelalterliche Stadt, in der farbig und gross das Leben flutete, mit Jubel und Schrecken. Und diese Stadt wuchs hinaus in das leuchtende, getürmte Abendgewölk. — —

Während ich noch in Gedanken versunken war, hatten die Freunde in grossem, sicher in die Flut gezeichnetem Bogen gewendet. Die Sonne war blass geworden. Wir fuhren aus der Enge des Buchtenarmes wieder der blaugrauen, sich in Duft hüllenden Seeferne zu, die ruhig und unbewegt vor unserem gerade in sie hinein gesteuerten Motor stand. Rechterhand tritt uns die dunkle hohe Schlossinsel Mainau, einst Sitz eines Deutschordens-Komturs und jetzt Grossherzogliche Sommer-

residenz, mit ihren aus Wipfeln aufragenden Gebäuden nahe und löst sich, zurücksinkend, weit von dem Ufer, das hinter ihr hochansteigt und sich dann sanft zu dem friedlichen Fischerdörfchen Staad niedersenkt. Wiesen, ein Uferwald — und unser Boot verlässt den Überlingersee. Die graue Ferne, in die wir so senkrecht hineinfuhren, macht plötzlich eine grosse Kreisschwenkung nach rückwärts, und die Dämmerungslichter des nicht mehr fernen Konstanz stehen aufblitzend vor dem Bug des Schiffes.

Sturm

Ein rauher, grauer Tag. Der Wind stösst abwechselnd aus Ost und Nord-Ost, dass die südlichen und westlichen Ufer von schaumiger Brandung umrauscht sind. Die Dampfer haben schwer zu kämpfen.

Ich streife am südlichen Ufer des Überlingersees, durch Wald, Wiesen, am flachen Strand, wo das Brausen und Schlagen und Rollen der Wellen, wenn sie weit über flachen Grund heranlaufen müssen, mich umtost; und oben auf steilen bewaldeten Hängen, wo das Rauschen der Bäume und des Sees zusammenklingt in einen grossen wilden Gesang. Wie das Kraft und Frische gibt! wenn man jeden Schritt fast gegen das Wetter erkämpfen muss, wenn der Wind gegen uns drückt, uns zur Seite werfen will und unsern Mantel flattern lässt wie eine wehende Fahne. Fischerboote zerren und reissen an ihren Stricken, als wollten sie von den Wellen gepackt sich forttragen und irgendwo auf den Strand werfen

Sturm

Nach einer Radierung von Peter Halm



lassen. Auf die Höhe steig ich, über die grossen, in die Sandsteinfelsen gegrabenen Keller der Konstanzer Brauereien. Da halten ein Aussichtsturm, ein einsames Haus und ein Friedhof Nachbarschaft. Wenn man auf dem Turme steht, sieht man weit über den See und das waldige, wellige Land. Das alles braust und rauscht. Ziehend und sich ohne Rast wandelnd, umgestaltend, sich überholend, zerreissend und drängend wandern die grauen Wolken über die Weite. Der Wind rüttelt am Turm und pfeift um seine Ecken.

Mit diesem Wind will ich ringen. Nach Haus und ins Boot! Das Gewell ist durch ein vorspringendes Horn etwas gebrochen, ich kann das Boot losketten, ohne dass es von der Brandung sofort wieder an den Strand geschlagen wird. Aber nur einen Augenblick, gerade zum Hineinspringen, ist Zeit, und gleich müssen die Ruder arbeiten; und müssen tief fassen, sonst tauchen sie mit dem steigenden und schwankenden Boot fortwährend spritzend aus dem Wasser. Mit aller Wucht schlägt der Boden der Gondel, die ich dem Wind und Gewell entgegentreibe, regelmässig nieder aufs Wasser, wenn ihn eine Woge gehoben hatte. Ich habe das Gefühl, kaum

vorwärts zu kommen. Der Pfahl am Ufer, von dem ich abstiess, ist mir noch immer ganz nah. — Allmählich entfernt er sich. Die Wellen werden stärker. Wenn die Spitze der Gondel eintaucht, schlägt die Spritzwelle über meinen Rücken. Aus dem Schutze des Horns ist die Gondel heraus. Der Druck des Windes und des Gewells ist gewachsen. Bei allem Widerstand meiner Ruder steht das Boot gehoben und niedergestossen, aber ohne vorwärts zu kommen. So halt ich's vielleicht eine Viertelstunde. Dann ein Ruck. Ich wende. Und nun flieg' ich über die Wellen, die mich dennoch immerzu überholen, hinten über den Bootsrand schäumen, und die Gondel bedenklich schief auf ihre Schultern nehmen.

Ein Dampfer taucht fern über den Wasserbergen auf.

Eine flache Uferstelle, auf der die Brandung verschäumt. Ich werfe das Boot auf einen Wellenrücken und rudere mit aller Kraft. Es gelingt. Ich kann hinausspringen und das halb mit Wasser gefüllte Fahrzeug heraufziehen und an eine Weide binden.

In den Obersee

Das direkte Vormittagsschiff nach Bregenz — ein Östreicher mit adretter Bemannung — das Konstanz gegen 10 Uhr verlässt, ist im Sommer stets ein Sammelpunkt des internationalen Reisepublikums. Während es langsam den Konstanzer Hafen verlässt, mustern wir die Fahrtgenossen, deren ein grosser Teil sich noch eng um die Kasse schart. Vorn am Bug stehen zwei Selbstfahrräder englischen Fabrikats. Aller verfügbare Raum daran ist zu eingepassten Koffertaschen ausgenutzt — anscheinend für weite Fahrt. Einer der Herren schraubt und putzt am Motor. Ich vermute, dass sie von Bregenz über den Arlberg nach Tirol wollen. Sonst ist das Publikum des II. Platzes im wesentlichen deutsch: Hochzeitsreisende, Studenten, ein älteres Ehepaar in Reiselodenkostüm, beide schon grau, aber frischen Gesichtes und von der Natur offenbar so beglückt und erfüllt, dass sie ganz jung aussehen, Landleute, Geschäftsreisende.

Wir schlendern nach hinten, wo nur noch wenige Spätergekommene an der Kasse stehen, lösen Billets und steigen auf das Oberdeck. Im Schatten des breiten Sonnensegels, an gedeckten Tischen, auf Klappstühlen und den bequemen Stangenbänken sitzt ein offenbar behaglich reisendes, wohlhabendes Publikum. Zunächst der Treppe ein paar französische Curés, dort drüben ein bayrischer Offizier, der mit zwei österreichischen Kameraden in lebhaftem Gespräch ist, Engländer, Amerikaner, Italiener.

Der Dampfer hat die von Booten belebte Konstanzer Bucht verlassen. Die wohnlichen Ufer mit den Villen und Landhäuschen sind auf beiden Seiten weiter auseinander getreten.

Der Überlingersee öffnet sich linkerhand, tief ins Land zurückweichend. Wir halten etwa die Mitte des Sees und fahren in der Richtung seiner grössten Längsausdehnung. Noch verschleiert der leichte Duft die Ferne vor uns ganz; es geht wie in meerartige Weite hinaus. Auch die Schweizer Berge, die sonst gross und das Bild beherrschend zwischen Konstanz und Rorschach über ihrem Vorufer stehen, sind kaum angedeutet. Auf der deutschen Seite ist Meers-

burg, das malerische alte Felsennest, vorübergezogen und die beiden Kuppeltürme des Königsschlosses von Friedrichshafen nähern sich. Ich muss lachend eines merkwürdigen Besuches gedenken, den ich einmal dem wundervollen alten Schlosspark gemacht habe. Ich habe ihn mir auf der Flucht vor dem Könige angesehen. Der Parkwächter, der mich führte, wird mir immer unvergesslich sein. Er liess mich erst lange warten: „vielleicht könne doch Se. Majestät jetzt in den Park gehen.“ Als ich es dann aufgeben wollte, entschloss er sich aber, und in raschem Wanderschritt, wie man ihn anschlägt, wenn drohend ein Gewitter am Himmel steht und weit und breit kein Haus zu sehen ist, begannen wir die Besichtigung. Plötzlich schossen zwei weisse Hunde an mir vorüber.

„Es sind die Hunde des Königs —“ der Parkwärter hatte mich schon am Arme, um mit mir umzudrehen und davon zu laufen. Glücklicherweise kam ein Lakai, der mit der grösseren Ruhe, wie sie die unmittelbare Nähe hoher Personen gibt, des Parkwärters klopfendes Herz beschwichtigte und sagte, wir kämen noch vorbei, ehe der König uns begegnen könne. Da ging die Besichtigung

weiter — jetzt in einem Zeitmass, als ob wir einen bereits im Fahren begriffenen elektrischen Wagen erreichen müssten. Die seltsamsten Bäume, Koniferen und riesige Blattpflanzen, Schlinggewächse, Gesträuche, Blumenbeete und Tabakstauden, Zedern vom Libanon, Kakteen und Palmen flogen rechts und links an uns wie an einem Schnellzug vorüber. Fortwährend war der Arm des voranfliehenden Dieners halb nach hinten gerichtet, während er atemlos eine Menge botanischer Namen hersagte. Links öffnet sich eine Allee. Und nun erreicht unsere Geschwindigkeit noch eine weitere Steigerung. Ich fühle, dass dies Tempo nicht lange geleistet werden kann. Während wir an der Allee vorüberschiessen, sehe ich mit raschem Blick in ihrer Tiefe eine Gestalt kommen. „Der König!" stösst der atemlose Wärter hervor, „er geht zum Schwimmen."

Erst hundert Meter weiter wird uns ein Augenblick Rast gegönnt. Der König ist indessen in den Gang verschwunden, aus dem wir kommen.

„Es ist sehr merkwürdig," sagt der Parkwächter, „dass die beiden weissen Hunde Sie nicht gebissen haben. Sie beissen sonst immer." — —

Aus der Klosterzeit der Schlossanlage ist die Ummauerung des Ufers, die übermannshoch keinen Ausblick vom Park aus auf den See gestattet, beibehalten. An einer vorspringenden Stelle ist sie durchbrochen: da ist eine Halle und vor ihr eine wellenumspülte Terrasse erbaut, ein herrlicher, italienischer Sitz. Während ich sie besichtigte, hielt mich der Parkwächter hinten am Rockschoss fest, damit ich nicht zu weit vortreten und etwa den fern schwimmenden König entdecken könnte.

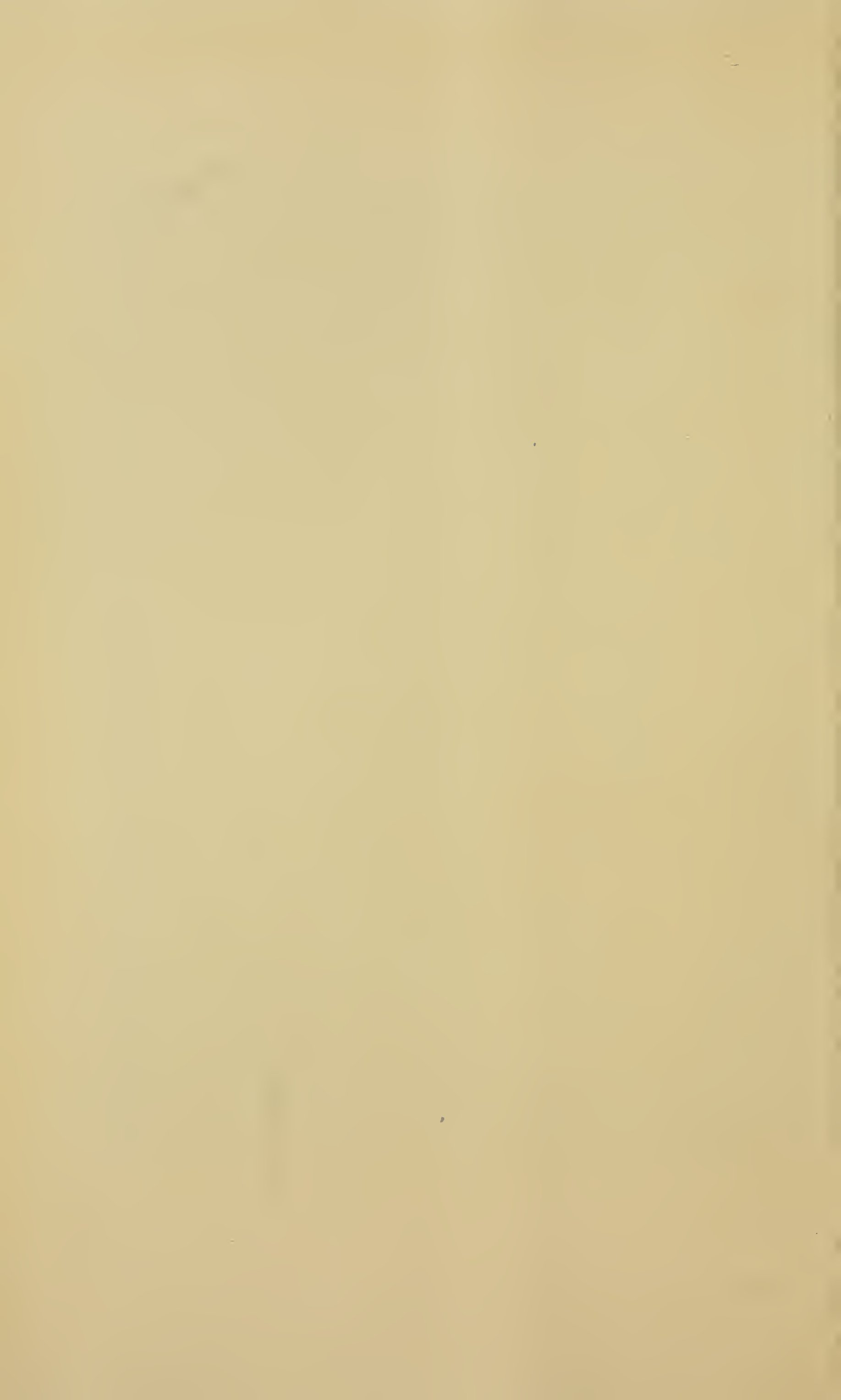
Indessen ist der Dampfer an der tief eingeschnittenen breiten Bucht von Friedrichshafen vorübergefahren. Das massive, kastellartige Seeschloss Montfort ist aufgetaucht und sinkt zurück. Das malerische Wasserburg spiegelt sich mit seinen weissen Häusern in der Flut. Und langsam wächst das mit alten und neuen Türmen, Kirchen, Kasernen und ehemaligen Befestigungsanlagen, Hafen- und Bahnbauten, mit vielen Dächern und Giebeln auf seiner Insel zusammengedrängte Lindau uns entgegen. Hellrot leuchten die Dächer der mit Geschmack und Geschick in das Stadtbild eingepassten neuen Luitpold-Kaserne und ihrer Nebengebäude. Der Dampfer fährt

im Bogen hinaus, um die Hafeneinfahrt zu gewinnen, die sich zwischen dem hohen Leuchtturm und dem mächtigen granitenen Löwen Bayerns wie ein Riesentor öffnet. Badische, bayerische, württembergische und Schweizer Dampfer liegen im Hafen; daneben grosse Trajektboote und Lastschiffe. Die breite Quaistrasse, auf der es von Reisenden, Zollbeamten, Kofferträgern, Schiffsmannschaft und müssigen Gaffern wimmelt, ein schlanker alter Hafenturm mit buntem Dach, die Masten der Schiffe, das Denkmal des Königs Max, unter dem die Bahn München-Lindau erbaut wurde, dort die Schienenanlage, auf der die Güterwagen gleich auf die grossen Schleppboote hinausgefahren werden können — das ist ein buntes, lebendiges Bild, das während des kurzen Aufenthaltes und des Umwendens im Hafen das Auge genugsam beschäftigt.

Wieder rauscht der Dampfer zwischen den grossen Pfeilern hindurch. Die Wellen, die er erregt, spritzen hoch auf an ihren Quadern. Ein österreichischer Zollbeamter ist eingestiegen, um während der kurzen Fahrt bis Bregenz das Gepäck der Reisenden zu revidieren. Bald tragen die meisten Rucksäcke, Koffer, Taschen, Deckenrollen und

Seeweite mit Wolken

Nach einer Photographie von Wilhelm v. Scholz



Schachteln das Zeichen, das sie in Bregenz frei einpassieren lässt.

Schon geraume Zeil, ehe wir nach Lindau kamen, war das Pfändergebirge, an dessen Fuss Bregenz liegt, immer deutlicher und dunkler aus dem lichten Duft der Ferne hervorgetreten. Auch die Schweizer Berge sind nahe herangerückt. Weit geöffnet liegt zwischen beiden Berggruppen das Rheintal, sich in ferne blaue Gebirgszüge verlierend, ein tiefer charakteristischer Einschnitt in die Landschaft. Hier kam die alte Römerstrasse von Mailand über den Splügen her, um von Bregenz weiter nach Augsburg zu ziehen. Hier führt der Weg, den heute nur unsere Sehnsucht geht, am Rhein hinauf ins Bündner Land, zur Via Mala, zu Albula und Julier, ins herrliche Oberengadin; auf der österreichischen Seite, am Fusse der Bregenzer Waldberge, über Dornbirn mit seiner durch wilde Felsen gebrochenen Rappenlochschlucht nach Feldkirch und über die, seit der Erbauung der Bahn und des grossen Tunnels zwischen Langen und St. Anton, seltener benutzte, einsam-schöne Arlbergstrasse ins Herz von Tirol. So liegt die Rheintalöffnung wie ein weites Tor zum Paradiese vor dem Blick.

Die freundliche Bucht von Bregenz, der wir schon ganz nahe sind, mit ihren schmucken Stadthäusern, ihren aus Gartengrün hervorlugenden Villen, ihren Kirchtürmchen und sonnigen Hafenanlagen war einst unwirtlich, rauh, von wilden Waldschluchten zerklüftet, in denen, von Giessbächen vorwärts gestossen, kantige Felsblöcke ins Tal rollten.

Die Römerkolonie, das alte Standlager Brigantium, war wieder zerstört. Wuchernde Wildnis hatte sich die Trümmerstätte zurückgezwungen. Da fuhren singend in grossen Kähnen, von Arbon herüber, die beiden ersten Bekehrer dieser Gegend, Columbanus und Gallus mit zwölf Genossen in die Bucht, um hier eine klösterliche Niederlassung zu gründen. Walafried Strabos, des Reichenauer Mönches, legendenhaft ausgeschmückte Erzählung der Geschicke, die den irischen Bekehrern hier begegneten, — von ihrem ersten siegreichen Kampf gegen die heidnischen Götzen bis zu ihrem Fortziehen — erhält deutlich den Eindruck der schaurigen einsamen Wildnis dieser Gegend, ihn mit der urtümlichen, märchenbildenden Vorstellungskraft früher Erzähler in ein Erlebnis verdichtend:

Gallus fischt in der Nachtstille. Da hört er plötzlich zwei Dämonen miteinander reden. Der eine spricht von den Gipfeln des Gebirges, der andere antwortet aus der Seetiefe. Mit schauerlich kreischenden Stimmen beraten sie über die Vertreibung der Einwanderer. Erst als die eilig zusammengerufenen Brüder gemeinsam laut beten, ziehen die unholden Geister, wie Sturmwind klagend, über die Berghöhen des Bregenzerwaldes davon.

Heut haben keine Dämonen mehr ihren Wohnsitz in der lachenden Bucht. Licht und freundlich begrenzt sie östlich den hellen See, und oben auf der Höhe des Pfänderberges, auf dem der eine der beiden dräuenden Naturgeister geredet hatte, steht ein kleines Gasthaus, von dem aus man prächtige Aussicht geniesst. Der gewöhnliche Weg führt gleich, wenn man den modernen Hafenstadtteil mit den neuen Gebäuden der Post, der Bezirkshauptmannschaft, des Vorarlberger Landesmuseums und die ältere malerische Oberstadt mit ihren römischen Mauerresten passiert hat, an dem Abhange hinauf. Wir wählen ihn als Rückweg und steigen jetzt in eine kleine Dampfbarkasse, die uns nah am Bergufer zum Gasthaus

„Bregenzer Klause“ führt. Die Kasernen, ein beflaggter, aus Parkgrün hervorschauender Turm, immer neben uns die Bahnschienen, auf denen uns ein langer Zug überholt, eingepfählte Badehütten und hoch darüber die steilen Berghänge — da sind wir schon an der Bregenzer Klause. Hier war einst eine stark befestigte Wegsperre, die im dreissigjährigen Kriege berühmt geworden ist: schmal läuft die Strasse zwischen See und Gebirge, und das Bergwaldgelände, von dem aus eine Umgehung der Sperrschanze erzwungen werden muss, bietet dem heraufkommenden Angreifer harte Ungunst. Wir stossen im Wald auf die Steine, die an den kühnen siegreichen Angriff der Schweden erinnern. Hundert ihrer besten Männer erstiegen die nördliche Senke des Pfänderberges und schlugen die Seitendeckung des Passes zurück, der nach diesem Schlag nicht mehr gehalten werden konnte.

Wir steigen auf der Abdachung des Berges weiter empor. Der Weg zieht sich hinüber zum Rand des Daches und gibt plötzlich einen weiten wundervollen Blick auf Bregenz, die Bucht, Rheintal und Säntisgebirge frei. Das Bild ist durch die Steil-

heit des Abhanges unter uns weit abgelöst und doch bis tief unter unseren Fuss aufgerollt. Der von hier aus parabolisch erscheinende grosse Bogen der Bucht, mit den wie eine geometrische Konstruktion in ihn hineingebauten geraden Linien und Winkeln der Hafenanlage, und die gezähnte, aber in ihrem grossen horizontalen Zuge doch unbeirrte Wagrechte des entfernteren Gebirges, geben als die beiden vorherrschenden Wirkungen des Anblicks dem Bild trotz all seines Reichtums — Dampfern und Seglern, dem Häusergewirr, Wegen und Strassen, Wald und Wiesen, nahen Hügeln und ferner Ebene — etwas mathematisch streng Gegliedertes, Übersichtliches, Klares, das erfreut und sich einprägt. Dann aber erkennt man hier, wie auf einer Landkarte, die Lage von Bregenz als eine notwendig und klug gewählte, erlebt im Anblick etwas von der Geschichte der Stadt, sieht, wie sich die Burg an die schützenden Berge lehnt, während die eigentliche Stadt an den See sich drängt, die Rheintalstrasse aufnimmt und den Uferweg nach Norden beherrscht, sieht die Ausnutzung vieler Bedingungen und Möglichkeiten in dieser Anlage der Stadt gewollt und

erreicht, und freut sich an dem Erkennen alten, Form gewordenen Menschenwillens.

Jetzt steigen wir durch Wald und über Wiesenhänge zu der grünen sanften Pfänderkuppe empor. Weit tut sich der Blick in den Bregenzer Wald auf: nah und fern Berge und Täler in anmutigen Linien, mit Feld- und Waldvordergrund und — weil wir in der Klause und an unserem Aussichtspunkt allzulange gerastet haben — schon in die kalten dunkelgrün graublauen Töne der beginnenden Dämmerstunde getaucht, die aus den tiefen Schatten der Täler aufzusteigen scheint. Über Konstanz, Reichenau, die fern wie dunkle Streifen im Glitzern des Sees liegen, und den Hegaubergen, die sich darüber schieben, steht der rote Abend. Wie ein riesiges rundes Becken ist der See.

Hier mag der alte Römer Amianus Marcellinus, von dem uns ein Bericht über den Bodensee erhalten ist, gestanden, nach Westen hinübergeschaut, dies Bild mag er sich eingeprägt haben. Kaum eine Stelle der Ufer begünstigt nämlich so sehr den in Entfernungsangaben und Karten früherer und späterer Geographen enthaltenen, von Marcellinus aber auch als unmittelbaren

Eindruck berichteten Irrtum, dass der See etwa rund sei und keine nach irgend einer Himmelsrichtung vorwiegende Längsausdehnung habe. An den meisten Punkten der Ufer erkennt man deutlich, dass sich die Gestalt des Sees jeder Beurteilung entzieht. Hier aber stellt sich der See deutlich als ein mächtiges rundes Becken dar. Auch Marcellins anfechtbare und angefochtene Schilderung des Rheindurchflusses durch den See scheint ein Beleg dafür, dass er am Pfänderberge stand. Dem von hier Ausschauenden erscheinen oft, durch Wind, vielleicht auch durch nachflutendes Gewell hervorgerufen, Striche über dem See, die Strömungen gleichen. Die starke Verkürzung, in welcher der See erscheint, würde bedingen, dass schon eine nicht allzuweit reichende Wasserbewegung in westlicher Richtung wie ein den ganzen See abgetrennt durchströmender Fluss erscheinen könnte. Während wir in der grossen Glasveranda des Pfänderhotels Abendbrot essen und noch ein Stündchen beisammensitzen, blättern wir in dem treuen alten Bodenseeführer von Gustav Schwab und lesen die merkwürdige Beschreibung Marcellins, die aus dem vierten Jahrhundert nach Christo stammt, noch einmal nach:

„Der Rhein tritt in einen runden und ungeheuren See ein — Brigantia nennt ihn der anwohnende Rhätier — der 460 Stadien lang ist und fast in gleiche Breite sich ergiesst, unzugänglich durch das Grauen trauernder Wälder, ausser wo jene alte nüchterne Römertugend einen breiten Weg angelegt hat: denn die Natur der Örter und des Himmels Unfreundlichkeit streitet wider die Barbaren. Durch diesen Sumpf bricht der Strom brausend mit schäumenden Wirbeln, wandelt rasch durch die träge Ruhe seiner Gewässer, und durchschneidet sie mit einer scharfbegrenzten Fläche; und wie ein durch ewige Zwietracht von ihm getrenntes Element, löst er sich wieder ab vom See, mit nicht vermehrtem und nicht vermindertem Strome, mit ganzem Namen und ganzen Kräften, und, auch ferner keine Ansteckung erleidend, taucht er sich in des Ozeans innerste Tiefen. Und, was gar wunderbar ist, das ruhende Gewässer des Sees wird von dem raschen Durchgange nicht bewegt, und der eilende Fluss von dem unter ihm schwimmenden Schlamm nicht aufgehalten; beider Stoff vereinigt und vermischt sich nicht: und lehrte nicht der Anblick, dass es wirklich so geschehe, so würde man glauben,

keine Gewalt sollte die beiden von einander fern halten können."

Wir geniessen, indes wir die Schilderung lesen, das Gefühl der Berührung mit einem Menschen durch Jahrhunderte hindurch und sinnen noch lange über die Möglichkeit seines Berichtes nach.

* * *

Der Morgen findet uns im dichten Nebel. Die schöne Aussicht, die wir des Abends hatten, lässt uns darüber nicht allzusehr grollen, und nach dem Frühstück auch die Stimmung dieses feuchten rieselnden Graus, in dem das Gras trieft, die Steine blank schimmern und alles ringsum mit perlender Nässe beschlagen ist, auskosten und geniessen. Dicht in unsere Lodenmäntel gehüllt, steigen wir zum Gipfel. Nur nächste Nähen umgeben uns; nichts bringt es uns zum Gefühl, dass wir auf einem Berge sind. Die Nässe dringt von allen Seiten auf uns ein, die Mäntel werden merklich schwer und hängend. Ein Strauch, an den ich anstosse, schüttet einen Tropfenregen in die faulenden Blätter am Boden. Wir beschliessen, die für den Ausflug bestimmte Zeit lieber in Bregenz und Lindau zuzubringen, und beginnen den Rückweg.

Immer nur ein kurzes Stück der nassen, lehmig glatten Strasse ist im Nebel zu sehen. Wie verblasste Schattenbilder tauchen von Zeit zu Zeit Baumgestalten seltsamer Bildung im grauen Rieseln auf; während wir sie anschauen, scheinen sie immer wieder in den Nebel zurücktauchen zu wollen. Bald tritt Wald an den Weg. Leiser, eindringlicher Regen beginnt und nimmt langsam zu. So kommen wir zum Gebhardkirchlein, das auf steiler vorspringender Felswand, wie ein Ausguck ins Rheintal, hinausragt, an die in Südtirol häufigen, unendlich malerisch gelegenen, Bergkirchlein gemahnend. Der Nebel hat sich jetzt in Regen verwandelt. So sind die Nähen wenigstens freigeworden, wenn auch die das graue Rheintal drüben begrenzenden Schweizer Berge ganz in Dunst und Rauch gehüllt sind. Wir schauen hinunter in die Tiefe, wo die Bregenzer Waldbahn sich von der Arlberger Linie trennt; eben kommt ein Zug und fährt, für unser Auge langsam, zur Seite der Bregenzer Ach in das tiefe Tal, das den Bregenzerwald von dem Kalkgebirge Vorarlbergs scheidet. Hier auf dem steilen Felsen stand einst das feste Schloss Hohenbregenz, das Wrangel, der

schwedische General, im dreissigjährigen Kriege zerstörte.

Die Oberstadt von Bregenz ist ganz in das feuchte Regengrau gehüllt, das sie verlassen, einsam erscheinen lässt und ihr die Stimmung toter Architektur gibt. Wir durchwandern sie und gehen schleunigen Schrittes zum Bahnhof, in dessen berühmter Speisewirtschaft wir Mittagsrast halten; in der gedeckten Halle sehen wir eine Stunde dem Treiben der Reisenden zu.

Dann geht es über die Bucht des endlos grauen Sees hinüber nach Lindau, dessen Hafen heute im schlechten Wetter nichts von seiner gestrigen Buntheit und Fülle hat. Nasse Schiffsverdecke, Matrosen in triefenden Gummimänteln mit grossen, tief ins Gesicht gezogenen Südwestern, Schirme am Ufer und, wenn man den Blick aufs Wasser niedersenkt, weithin das Perlen der beregneten Fläche. Es ist nicht sehr einladend. Aber wir steigen doch aus.

Der Untergrund der Stadt ist heute eine zusammenhängende Insel, und es ist fast jede Spur davon verwischt, dass sie ursprünglich auf drei selbständigen, durch Brücken verbundenen, einzelnen Inseln lag. Lindau

ist eine alte Veste. Schanzen, Bastionen, Mauern, Wachttürme, umgeben sie rings. Ein Stück aus rohen Kieselfelsen erbauter römischer Befestigung, die sogenannte „Heidenmauer“, ist erhalten. Heut sind die Verschanzungen schöne Promenaden und Ausluge über den See und das villenreiche feste Ufer. Wir stehen lange auf der Karlsbastion und schauen in den Regen über den See hinaus. Unaufhörlich rieselt und tropft es, mit feinem Surren schauert der Regen auf die rauhe ruhige Seefläche. Wir umschreiten die ganze Insel. Die beiden Festlandbrücken scheinen durch seichtes, ganz flaches Wasser zu führen. Auf der östlichen Seite sehen wir wieder das Pfänderhotel. Dort ist also auch der Nebel dem derberen Bruder Regen gewichen, und die drei spät gestern Nacht heraufgekommenen Touristen, die heute morgen, auf gute Abendaussicht hoffend, oben ausharrten, werden nun wohl doch abmarschiert sein. Die Strassen Lindaus bieten nicht viel des Besonderen: ein hübsches freskengeschmücktes Renaissance-Rathaus mit malerischem Treppenanbau, ein paar Kirchen, in die wir flüchtig hineinschauen, ein schönes Patrizierhaus aus dem XVIII. Jahrhundert — Gebäude,

wie sie ähnlich fast allen Bodenseestädten eigen sind.

Der Regen lässt nicht nach, und so benutzen wir zur Rückfahrt den Abendschnellzug der Bodenseegürtelbahn: über Friedrichshafen, Überlingen, Radolfszell nach Konstanz.

Im Alpsteingebirge

Wir hausen am nördlichen Ufer des Bodensees. Drüben über dem langgestreckten Südgestade mit seinen sich im Wasser spiegelnden Häusern, seinen den Kamm der gleichmässig abgedachten Stranderhebung schmückenden Kirchtürmen aber wartet einer, lockt und winkt. An jedem schönen Tage von neuem. Ein Riese ist es, weissen Hauptes, breit hingelagert, dass neben dem Kopfe die Schulter sich hebt. Manchmal bleibt eine Wolke an seinem Schädel hängen und streckt sich im Winde, der sie weiterjagen will. Wir haben mehr als einen klaren Tag tatlos hinübergeschaut. Das Locken wurde immer stärker. Endlich hiess es: morgen früh mit dem ersten Zuge ins Appenzell und dann auf den Säntis, der uns mit seinem Winken nicht Ruhe lässt! Mir ist's ein alter Freund, der mich schon öfter auf seinen mächtigen Schultern trug.

Der Morgen ist lau. Wir gehen in der wolkig dunklen Dämmerung durch Wiesenwege der Stadt zu: ein Maler und ein Dichter, und beides schwankende Wetterpropheten.

„Es ist zu warm. Es wird regnen."

„Aber es scheint eine leise Ostströmung in der Luft zu sein."

„Ich bitte dich, es ist gänzlich windstill."

Wir kommen der Stadt näher. Ein Bäckerjunge begegnet uns, wir kaufen ihm ein paar warme Semmeln ab, die nachher in irgend einem Brotbeutel fehlen werden. Die Stadt ist noch ganz verschlafen. Kaum regt sich das Wassergeflügel im Schwanenteich an der Insel.

Jetzt lichtet sich der Himmel im Osten über den Algäuer Bergen und dem Bregenzer Wald. Als verschwebe die Dämmerung über der weiten Seefläche, ein windverwehter Schleier. Die Luft ist bedenklich klar; ein Schattenriss, stehen die schwarzen Berge gegen den blassroten, sich langsam tiefer färbenden und mit breiten Strahlen durch das Morgengewölk leuchtenden Osthimmel. Indes wir aufmerksam hinüberspähen, was für Wetter uns der Tag bringen wird, murrt uns zu Füssen, wie

schlaftrunken, träges Gewell an der Quaimauer.

Die Fahrt beginnt. Der Zug führt uns durch die flachen Uferwiesen des wohlbebauten Schweizergestades, meist seeshalb der schönen, alten Landstrasse, die einst in Römerzeiten das Kastell Arborfelix mit dem in Konstanz verband, auf der wir erst vorgestern im klaren Abend unsere Räder sausen liessen, dass die behaglichen, breiten Ortschaften uns Vorüberfliegenden nur wie helle Flecke im weiten Obstbaumgrün aufleuchteten. Während wir von Station zu Station rollen, auf denen jedesmal trotz der frühen Stunde starker Verkehr ist, sehen wir zum deutschen Ufer hinüber, das zwischen Obstbaumwipfeln, Weiden und Pappeln streckenweise auftaucht. Es ist von Morgensonne übergossen.

Wieder eine Station. „Arbon“ — ruft der Schaffner. Ich wecke meinen Freund aus dem Halbschlafdämmern, in das er andächtig versunken war, und deute hinaus. Erstaunt blickt er auf den nüchternen Bahnhof. Um dem stillen Vorwurf, der aus seinem fragenden Blick spricht, zu begegnen, sehe ich mich zu einem kleinen Vortrag genötigt:

„Arbon ist das arbor felix der Römer.“

„Wie kann ein Ort ‚glücklicher Baum‘ heissen?“

„Du würdest deinem Gymnasium noch eine späte Ehre machen, wenn du wüsstest, dass ‚felix‘ in dieser Zusammensetzung ‚grün‘ heisst. Hier war einst eine römische Soldatenschenke, die ‚Zum grünen Baum‘ hiess und dem ganzen Ort den Namen gab. — Drüben über dem See in Bregenz, dem alten Brigantium, war der Hauptstützpunkt der Römer in diesem damals wilden und rauhen Lande. Von Chur her, das Rheintal rechterhalb des Flusses herunterkommend, führte eine grosse römische Handelsstrasse nach Bregenz an den See. Sie kam von Mailand über den Splügen und ging nördlich nach Augsburg weiter. Von ihr zweigte hierher ein Vizinalweg ab, der ins helveltische Land hinaufsteigt.“

„Wie wir.“

„Ja. Aber unser Weg liegt westlicher und führt direkter nach Süden. Eher ähnelt er dem des heiligen Gallus, der hier im engen Tale der Steinach in die ungebrochene Wildnis hinaufdrang, sich und seinen zwei Getreuen eine Klause zu bauen.“

Während wir in Rorschach umsteigen, tritt ein mit besonders viel Gepäck beladener

Mitreisender schmunzelnd an mich heran und sagt: „Ihr Freund ist sehr blass. Man merkt nicht einmal, dass er ein Maler ist. Das kommt aber auf Ihr, des Verfassers, Konto: schildern Sie ihn lebendiger!“ Ich stand erst wie angewurzelt. Dann aber lief ich dem in diese schöne Natur verirrten Kritiker eilends nach, hielt ihn an und rief: „Hoho! Erstens ist mein Freund von Hause aus blass. Sein schwarzes Haar und sein schwarzer Vollbart erhöhen diese Blässe um ein Beträchtliches. Ferner hat er noch kein vernünftiges Fıüh-stück zu sich genommen und ist seit halb vier Uhr auf. Drittens aber, und das geht Sie ganz besonders an, ist es nicht die Aufgabe dieser Zeilen, meinen Freund, den Maler, lebensvoll zu schildern, sondern die ihn heute und in den nächsten Tagen umgebende Natur. Das merken Sie sich!“ Er hatte kaum noch Zeit, den Zug der kleinen nach Heiden hinaufgehenden Bergbahn zu erreichen. Das freute mich. Ich aber musste auch eilen, wenn ich noch in den St. Galler Zug wollte. Mein Freund stand schon am Fenster und winkte. Als ich, noch ganz erregt, mich gesetzt hatte, sagte er: „Es ist ein wahres Glück, dass ich auf dem Bahnhof einen Moment

frische Luft habe schnappen können. Mir ist die Zigarre so ohne rechte Frühstücksunterlage nicht ganz gut bekommen.“

Ich triumphierte im Stillen und erwiderte freundlich: „Ja, du bist blass!“

Der Zug hat sich langsam an dem Abhange des Rorschacher Berges hinaufgearbeitet, die Goldach überschritten und fährt jetzt hoch über dem Steinachtale St. Gallen zu. Wir haben noch ein paarmal zurückgeschaut auf den See, der nun tiefer und ferner rückt. Schon hören wir das Herz der Berge schlagen. Wir sind wie von irgend einer magnetischen oder elektrischen oder einer Windströmung erfasst, die gipfelwärts führt. Wir würden jetzt keinen Sinn haben für die alte Abtsstadt St. Gallen, mit den Zeichen ihrer einstigen weltlichen und geistigen Macht, ihren Bauten und ihrer Handschriften-Bibliothek, und noch weniger für das geschäftige aber sehr provinzielle neue St. Gallen; und wir sind froh, dass wir unsere Reise ohne Unterbrechung fortsetzen können. Wir steigen in die Bergbahn nach Gais, die abwechselnd mit Zahnrad und Adhäsion die Höhenzüge überwindet, die zwischen Appenzell und St. Gallen gelagert sind und die von der Herisau-

Urnäscher-Linie in breitem Bogen zum selben Ziel umfahren werden. Wie eben erst der See hinter uns zurücksank, so nun die Häusermenge der Kantonshauptstadt, über welche die Bergbahn in steiler Windung emporsteigt.

Waldhügel, Tobel, grüne Talwiesen, helle Fabrikgebäude, die licht mit grossen Fenstern an den Enden der kleinen Orte liegen, über die Wiesen verstreute, schindelbekleidete, wie beschuppte Häuschen, immer neben uns die breite schöne Landstrasse, auf der wir Radfahrer und manches Gespann, dessen Pferde beim Nahen des Zuges gestemmt zurückscheuen und die Köpfe erschreckt herumwerfen, überholen und mit der wir ein paarmal in grössere Marktflecken einmünden. Dann sind wir am Endpunkte der Bahn,* in Gais, wo wir uns endlich Zeit lassen können zu gemütlichem Frühstück; denn von hier aus geht die Weiterreise zu Wagen und zu Fuss.

Gais ist ein Idyll. Zwischen besonnten grünen Hügelmatten, umklungen von Herdgeläut, liegt es mit seinen reinlichen weissen Biedermeierhäusern, seinen sauberen Strassen

---

* Heute ist die Bahn bis Appenzell geführt.

verträumt da und schaut staunend und, man möchte meinen: mit erhabener Empfindung, in die grosse heroische Landschaft, die sich gegenüber türmt. So sah der Mensch des achtzehnten Jahrhunderts das Hochgebirge an, aus umfriedetem Idyll, bewundernden Dank gegen den Weltschöpfer im Herzen und von heiliger Begeisterung durchglüht, als etwas, wie das klassische Altertum, unerreichbar Hohes. Er erfreute sich im Kreise der Seinen, heimgekehrt, an den Kupfern der wilden Schründe, zerrissenen Grate, windzerzausten Fichten, der einsamen Sennhütten und weiten Talblicke, des ganzen Berglandes, das er auf schwindligen Poststrassen, über abgründige Brücken weg, in jagenden Nebeln, die alle Formen noch gigantischer in wilde Höhen hinaufzerrten, durchfahren hat, in das er aber nirgends wirklich hineindrang.

Wir sitzen vor der Krone am schattigen Tisch behaglich beim Frühstück, das meinem Freunde, dem Maler, ganz besonders gut schmeckt. Der breite stille Marktplatz liegt sonnig vor uns. Ein schneller kleiner Einspänner, ein beladener Postwagen — wieder feierliche, friedliche Morgenstille.

„Wie schön vornehm und ruhig diese Bürgerhäuser sind! Von stattlicher Behaglichkeit! Aber es ist, als wäre das Städtchen unbewohnt."

„Gais war in den Zeiten unserer Grossväter und Urgrossväter ein berühmter Molkenkurort. Der Wechsel in den Heilmitteln und die guten Reiseverbindungen, mit denen man jetzt ebenso schnell ins Engadin und weiter fährt, haben vielen dieser alten Bäder die Kurgäste entführt. Heute ist der Markt still, die schönen alten Gasthäuser leer, der Kurgarten verwildert. Und wenn die Architektur solche Rückentwickelungen mitmachen müsste, so würde dem heute hier herrschenden Leben entsprechend Gais ein nüchtern-reizloses modernes kleines Provinzörtchen sein. Aber Dank seiner alten Häuser und Anlagen liegt es weit in der Vergangenheit und hat uns hier ein Stündchen in den Biedermeierzeiten einkehren lassen."

In schnellem Einspänner geht es nun ohne weiteren Aufenthalt hinunter nach Appenzell, wo wir einen der vielen Führer, die bis auf einige sehr tüchtige Leute gerade eben nur die Qualität von Trägern haben, mit auf den Wagen nehmen; und weiter,

vorbei an Weissbad, bis nach Wasserauen, wo der gewöhnliche Säntisweg beginnt.

In drei mächtigen, parallel von Südwest nach Nordost gerichteten Felsrücken baut sich das Alpsteingebirge auf. Diese einfache grosszügige Gliederung, welche die gewaltigen Steinmauern und Türme wie ein Gebilde formender Künstlerhand begreifen lässt, wird durch die niedrigeren Nebenwälle, durch Übereinanderschiebungen in einem und demselben Grat, durch die Querriegel und Seitenzüge nirgends gestört, sondern nur reicher gemacht. Mit der südlichsten Kette, deren schroffe Zinnen, Kanzeln und Bastionen 2000 m kaum überschreiten, ist das Alpsteingebirge steil abfallend breit an das, seinen Kämmen nahezu parallel ziehende, Rheintal gelagert, dessen gegenüberliegendes Hochufer den schönen Gratzug der drei Schwestern bildet. Das grüne, an den Berghängen bewaldete Tal, das der südliche und der mittlere Wall umschliessen, liegt mit seinen zwei Seen etwa 800 m höher als das Rheintal. Es ist nach Norden geöffnet und steigt nach Südosten, sich verzweigend, steil empor. Die mittlere, in der Nähe des Hundsteines breit zerrissene Kette beginnt

nördlich mit dem niedrigen Alpsiegel und hat ihre grösste Erhebung in dem zweithöchsten Gipfel des ganzen Alpsteingebirges, dem Altmann, der uns drüben am deutschen Ufer des Bodensees als die Schulter des hingelagerten Bergriesen erschien.

Eine der Felsenbauten dieser mittleren Rippe, Schafberg oder Marweser Kopf genannt, liegt gerade vor und über uns; sie dräut herein in das zweite der Täler, das zwischen der mittleren und der nördlichen Kette eingebettet ist und in seinem unteren Teil „Schwendi" genannt wird. Hier nehmen wir eben in dem Gasthaus des Herrn Streuli in Wasserauen noch ein wenig Proviant ein.

Ich weiss nichts der demütig-stolzen, begehrungslos-willensvollen, tief beglückenden Empfindung zu vergleichen, die mich umfängt, wenn ich eine Bergwanderung beginne. Selbst wenn der Weg nur zu einem ganz mühelosen, jährlich von ein paar Tausend Menschen bestiegenen (übrigens dennoch: immer wieder wundervollen!) Gipfel wie dem Säntis führen soll. Diese Stimmung hält zunächst nicht lange an und weicht während der ersten schweigenden Steigstunde, in der Herz und Lunge sich langsam an die strengere Arbeit

gewöhnen müssen, einem Gefühl dämmernden befangenen Weitergehens, einem Innewerden des sich anspannenden Leibes, einem ganz ins Gegenwärtige eingeengten Ichgefühl, wie es körperlich hart arbeitende Menschen wohl immer haben. Ich werfe kaum einen Blick hinauf zu den hohen glatten Steinwänden der Ebenalp, mit denen rechts vor uns der nördliche Gratzug beginnt; ich bin jetzt innerlich ganz in dem langsam ansteigenden Tal, gehe Schritt für Schritt und schaue mehr hinab links zum Schwendibach, der in Fällen und Sprüngen bergabwärts eilt, als hinauf, wo uns die Felsen jetzt so nahe treten, dass der Weg in sie eingesprengt ist. Wir rasten stehend einen Augenblick ohne zu sprechen. Einsamkeit umfängt uns. Das danken wir dem unsicheren Wetter, und danken es ihm wirklich, wenn uns auch der sich jetzt ringsum beziehende Himmel manche Besorgnis einflösst.

Nach zwei, drei solchen kurzen, rasch hintereinander gehaltenen Stehrasten fängt der Körper an, sich an seine neue Arbeit zu gewöhnen. Das Ichgefühl erweitert sich, gleitet unmerklich langsam, zeitlich, räumlich vor und zurück, nimmt Gedankenfäden

auf und umfängt tiefer und inniger, von Schritten und Gedanken rastend, die Eindrücke, die aus dem allmählichen Fliessen und Sichwandeln der durchwanderten Umgebung zusammenrinnen zu losgelösten, selbständigen Bildern, die das Gedächtnis festzuhalten vermag. So haben wir die erste Stufe dieses Tales erstiegen, die Ufer des Seealpsees. In seinem Namen ist erhalten, dass er der erste gewesen sein muss unter den Seen der Umgebung, dessen Ufer die Leute mit ein paar Alphütten besiedelten; er muss zuerst schlechtweg „Der See" geheissen habe. Als solcher gab er seiner Alpe den Namen Seealpe. Und erst als Sämbtiser- und Fählensee häufiger genannt wurden, bedurfte es eines Unterschiedes. Da gab ihm wieder die Alpe den Namen; und es wäre nicht verwunderlich, wenn derselbe Vorgang sich noch einmal wiederholte und aus der einfachen Seealpe die Seealpseealpe würde.

Der See ist tiefklar und weithin reglos glatt in der gewaltigen Gebirgsschale, in der er ruht. Die steile Zacke des Rosszahns, von der sich eine mächtige breite Felsstufe herabsenkt, die in ihrem unteren Teile die

dritte Ebene dieses Tals, die Megglisalpe, trägt, ist vor uns, wie unter uns im Wasserspiegel, die Beherrscherin des Bildes; eine blossgelegte Steinrippe des Berges. Wir steigen in den Nachen und schweben hoch über dem grün hinstreichenden Seegewächs und zwischen den gespiegelten mehr und mehr von Wolken umringten Höhen. Jetzt steigen wir in steilen Serpentinen hinauf zum Weg „am Strich", der hart am Abgrund, hoch über dem eingebetteten dunklen Seealpsee, zur Megglisalpe führt. Die Luft ist angenehm kühl geworden, und wir schreiten frei aus auf dem ebenen Saumpfad, während unser unterhaltsamer Führer von Zeit zu Zeit mit Bauchrednerkunst fernes Jodeln und Hirtenrufe nachahmt. Von Rücken und Kopf des Altmanns überragt liegt die Megglisalpe vor uns, die zweite Stufe des Tals, die wir nun erstiegen haben, und, was uns in diesem Augenblick fast noch als wichtiger erscheint, der Ort unserer Mittagsrast. Während wir essen, kommen Gruppen von Touristen, die auf dem Rückweg vom Gipfel sind; das geräumige Gastzimmer füllt sich. Wir hören: die Wetteraussichten sind oben sehr ungünstig. Umsomehr beeilen wir uns,

um noch vor einbrechendem Wetter oben zu sein.

Schon während wir, noch ein wenig schwer vom Mittagessen, mühsam die Abhänge der Rossmahd hinaufsteigen, setzt Wind ein. Der Himmel verdunkelt sich zusehends. Und in der Höhe der Wagenlucke, etwa auf 2000 m, beginnt es zu stürmen und zu schneien. Über Geröll, Blöcke, Platten, Stufen der Steinhalde, durch die der Weg führt, breitet sich ein weisser Teppich, den der Fuss gern tritt. Wir sind in Wolken, die uns ziehend umstreifen: kaum dreissig Schritt weit reicht in dem Nebel und Schneegestöber der Blick. Es wird kalt. Wenn wir die bequemen Drahtseile, die hier an der ansteigenden Felswand gespannt sind, benutzen wollen, werden Handschuh nötig; so eisig ist das Stahlgeflecht. Das Wetter wird immer dichter, immer wilder. Es pfeift über die Kämme, wirbelt um uns auf, nimmt den Lungen die Luft. Wir sehen nicht vor- und rückwärts. Ein paar nasse Vorsprünge der Felswand, Flecke angewehten weissen Schnees und die flockenumwirbelten Gefährten, das ist alles. Dies Bild verändert sich lange nicht, während wir weitersteigen. Wir haben den grossen Schnee passiert, und

wieder sind wir am Fels. Auch der Führer kann nicht genau schätzen, wo wir sind. Da dennoch keine Gefahr besondere Aufmerksamkeit erfordert, geben wir uns dem Genuss des Schneesturms und seiner herrlichen Wildheit hin.

Wir sind im wirbelnden, kreisenden Chaos. Schon aber ragt fester Felskern, Urgestein in die sich bildende Welt. Alte Ewigkeitswanderer, graue Dämonen, klettern den umwitterten, starren Fels hinan, umstürmt und jubelnd in dem neuen Werden, welches das ruhende Sein aufrührerisch erfasst hat, sich eindrängend in die Geburt der Dinge. So sah ich uns einen Augenblick, wie der vorderste der Weggefährten eben hinter einem Felsblock verschwindet, als würde er im Nebel zum ziehenden Schatten. Aber da stürzt ein Sturmstoss über die Wände nieder auf uns. Es heisst fest stehen und sich an den Stein klammern, dass der Wind uns nicht mit sich reisst.

„Wie dunkel es ist!“

„Wo sind wir? He, Büchler, wo sind wir?“

„Noch höchstens zehn Minuten vom Säntishaus.“

Zwei Schritte weiter. Eine Mauer aus Blöcken, hier Stufen.

„Holla! Wir sind oben. Hier ist das Haus!“

Der dicke Ofen flackert. Dunst von nassen Mänteln und tropfenden Lodenjacken, die auf dem Gestänge herumgehängt sind. Ein paar Führer, ein paar Touristen, die Wirtin, der Beobachter der noch über dem Unterkunftshaus gelegenen meteorologischen Station, ein Hüne mit langem schwarzem Bart, dessen Züge in der gänzlichen Einsamkeit vieler langer Winter hier oben hart, verschlossen und verdrossen geworden sind. Ein achtloser Gegengruss. Nur die Wirtin erhebt sich. Die anderen bleiben über das Fremdenbuch gebückt, neben dem ein Telegramm liegt.

„Grüss Gott, Frau Wirtin! Was ist? Ist was passiert?“

„Zwei junge Menschen sind vermisst, sind nicht angekommen in Wildhaus, sollten gestern da sein. Heut telegraphieren die Eltern.“

„Welchen Weg wollten sie gehen?“

„Wir schlagens eben nochmal im Fremdenbuch nach. Ich meine, sie haben gesagt über den Altmann. Ohne Führer! Ich habe ihnen so abgeredet. Keiner war noch oben gewest. Aber —“

Der Bärtige rief, unwirsch über unser Gespräch: „Schauns her: Hier stehn sie! Altmann-Schafboden-Wildhaus. Gestern früh um sieben aufgebrochen.“

Er schlug das Buch zu und ging ohne Gruss, um von der Station aus zurückzudepeschieren.

„Und dies schlechte Wetter! Gott, Gott!“ sagte die Wirtin, die uns jetzt Tee und Essen brachte. Vermutungen wurden zwischen den Tischen gewechselt. Eine gedrückte Stimmung herrschte. Die Worte wurden leiser und seltener. Die einander nicht kennenden Menschen, die unter diesem einsamen, sturmumwehten, über Wolkentiefen im Unwetter stehenden Dache sich bargen, liessen ihre Gedanken vereinigt mitwandern hinaus in die Gefahr zu den beiden fremden Genossen, die sie nie gesehen hatten, die einen Tag vorher hier jung und fröhlich gesessen waren und jetzt vielleicht durchnässt und gepeitscht vom Sturm, wegverloren zitternd am jähen Abgrund des Retters harrten, ohne einen Schritt mehr tun zu können oder vielleicht schon zerschmettert unter den Fliesswänden des Altmann lagen.

Ich trat noch einmal hinaus. Weisses, flirrendes, sausendes Nichts. Als wollte der

Sturm die Steinhütte auf seine Riesenflügel nehmen und in irgend einer Tiefe zerschmettern. — Dann stand ich noch lange an dem kleinen Fenster unseres Zimmerchens. Das ganze Haus bebte, kalt zog es durch Fugen und Fensterritzen. Und draussen — immer das Nichts. Wo sind wir? Was ist Höhe und Tiefe? Ist es ein fester, aufgereckter Stein, der uns trägt, oder jagen auch wir dahin in den Wogenstürzen des Gewölks, das uns in seine Wirbel geschlungen hat? Das urweltliche Treiben draussen wird dunkler, wird ganz raumlos, als bebe aus unseres Blutes erregtem Schlag das Haus und der Berg und die Welt. Als sei das alles nur in uns. Die Kerze flackert. Ich lösche sie und liege wach —

Wieder die beiden Verirrten, Verstiegenen. An weit in den Sturm hinausragender letzter Klippe, abgemattet, herausgerissen aus allen Beziehungen ihres Lebens, allein, ganz allein an den Abgrund gestellt. Überwältigt. Voll des Gefühls: nur drunten in der Tiefe ist Erlösung, lieber hinab, als noch länger diese Verzweiflung! Jetzt — jetzt stürzen sie —

Der Führer klopft. „Es ist sieben. Es ist aber draussen noch ganz zu. Sie können noch liegen bleiben!“



Nach einer Photographie von Wilhelm von Scholz

Wolkenmeer vom Säntisgipfel gesehen



Wir stehen dennoch gleich auf. Das Schneegestöber hat aufgehört. Aber die Nebel hasten noch immer im Wind über den Grat, wie zahllose riesige, weit über unsere Häupter ragende Gestalten. Hier und da tauchen einmal, wie in unergründlicher Wasserflut, Zacken, Steinvorsprünge auf. Ein Riss und ein Stück blauen Himmels. Jagend schliessen die nachdrängenden Nebelballen in ihn ein und schliessen ihn. Dort wieder. Aber jetzt tiefer, dass ein ferner, klarer Gipfel einen Augenblick lang deutlich sichtbar ist. „Gebens acht. Um neun Uhr reisst's auf. Da wird's klar, vielleicht sehr schön klar", sagt der Führer.

Wir steigen zum Gipfel, an den man die meteorologische Station so angebaut hat, dass ihr Dach in gleicher Höhe mit ihm ist. Über uns klappern und sausen die Flügel und Räder der Windmessaparate. Jetzt erscheint in den hellen Nebeln, die hier und dort zerreissen und plötzlich ringsum weite Tiefe ahnen lassen, ein runder, flacher Schattenkegel, wie ein hingezauberter Berg aus rauchigem Glase. Er vergeht wieder ins Nichts. Grösser und breiter werden die Risse in dem Gewölk, das uns einhüllt, die

Nebel werden zu einzelnen geballten, sich dem Grat zu streckenden und über ihn lang gedehnt hinüberziehenden Fetzen. Die nahen Täler werden schon weithin sichtbar. Die Sonne dringt leuchtend durch. Die Zackenreihe der Churfirsten wird klar. Zürich- und Bodensee glänzen auf. Jetzt stemmt sich, mächtig auftauchend, der nahe massive Altmann dem treibenden Spuk mit seiner Steinbrust entgegen. Und immer fernere Gipfel und Grate sind plötzlich da, ein leuchtender, nur nach Norden zu durchbrochener Ring, Spitze an Spitze, zuletzt ganz hinten noch wie ein gezähnter Strich der Horizont. Überall über den Bergen die sich lösenden fliehenden Wolken. Zwischen den Zackenreihen, die wie in grossen Kulissenlinien hintereinander gelagert sind, die Luftferne der Talbreiten. Man fühlt, wie das Land zerrissen und zersprengt ist von den rinnenden Wassern, deren Hauch den Duft emporsendet, in dem die tausend Formen des Gebirges so gestaltet, so rund, so umflossen körperlich dastehen.

Wie singt doch der Dichter?

„Hier will ich beten
im Ring der Höhen,

die freien Hauptes
dastehn im Licht.
Und also bet' ich:
Gott, ewiges Gebirge!
Dich will ich durchwandern.
Auf Felsenschultern trage mich, Gott,
einen zitternden, jubelnden, dankbaren Menschen,
dein Kind, zu deinen ragenden Sitzen!
In deine Wolken sollst du mich hüllen,
wenn Schwindel mich fasst, dass ich sicher schreite
auf schärfstem Grat, als schritt' ich im Tal.
Und stürzest du mich, so stürz' ich in dich.
Heimat ist mir noch dein grausendster Abgrund,
Gebirge Gott!"

Ein Landmann mit seinem Sohn kommt herauf. Sie stehen andächtig vor der unendlichen Weite. Der Mann erzählt mir, dass sie schon auf mehreren der Alpsteingipfel waren. Zwei, drei der Touristen aus dem Gasthaus sind auch gekommen. Dann ein kühner Kletterer, der den Aufstieg über die Kammhalde gemacht hat. Er trägt das Abzeichen des Alpsteinklubs.

Wir haben den Höhenring mit dem Fernrohr durchstreift, alte Freunde und neue Wanderziele begrüsst und wenden uns nun,

ehe wir den Abstieg beginnen, noch einmal hinüber zum Bodensee. Der liegt leuchtend zwischen seinen grünen Ufern. Man sieht durch den Feldstecher Dampfer mit ihrer langgezogenen Rauchfahne, dort drüben Meersburg mit seinen hohen hellen Wänden. Friedrichshafen in einem Wolkenschatten verschwimmend. Der Wind bläst noch immer mit unverminderter Stärke und wirft uns fast herab von dem schmalen Steiglein, auf dem wir jetzt direkt vom Gipfel absteigen. Die steilste Stelle des Felskopfes ist mit Drahtseilen und ein paar Eisentritten auch für ganz ungeübte Gänger passierbar gemacht. In der Felsspalte vor der Girespitz treten wir auf den blauen Schnee, der in ein paar breiten, von steinigen Strichen getrennten Feldern vor uns liegt. Sie sind bald überschritten. Wir wandern jetzt auf dem nördlichen Höhenzug des Alpsteingebirges, bald südlich des Kammes in dem Hochtal, das gegenüber von dem Sekundärgrat der Rossmad begrenzt wird, bald nördlich mit dem Blick über die eben zum See hinabsinkenden Hügelwellen. Vorüber an den wilden Formationen des Öhrlikopfes, der Türme, durch die Vordere Wagenlücke auf steilem Wende-

weg zur Altenalpe. Jetzt sind wir schon über dem Seealpsee, dem Strichweg, auf dem wir anstiegen, gerade gegenüber. An ziegenbeweideten Grashängen geht es weiter zum Escher. Dies Gasthaus ist in die turmhoch überragende Felswand, die oben die Ebenalp trägt, wie in den Schutz eines Mächtigen hineingebaut. Noch tiefer ist das Wildkirchlein in die Wand eingegraben. Durch einen Höhlengang, von einer Führerin geleitet, die eine Fackel aus gespaltenem Kienholz trägt, steigen wir auf die sanft gesenkte Ebenalp und weiten den Blick wieder bis zum Bodensee.

* * *

Ein anderer Wandertag im selben Gebirge. Ich breche mit meinem Führer von Wasserauen in dunkler, ein wenig schwüler Frühe auf. Die Sommersterne stehen klar im grundlosen Nachtdämmern. Die Berge sind wie ganz nahe, schwarze Körper vor uns, dunkel, ohne Gestalt, als müsste man fast mit jedem Schritt gegen ihre Wände stossen. Wir wollen den südlichen Höhenzug des Alpsteingebirges auf schmalem, dem Grat entlang ziehenden Pfad überwandern, vom Hohenkasten bis zur Saxerlücke.

Der erste grosse Eindruck dieses Weges ist es, wenn man die Grathöhe erreicht und in die Tiefen des Rheintals hinuntersieht — wie ineine neue, sich plötzlich auftuende Welt. Wir kamen zum Sonnenaufgang an diesen Punkt des Weges, einen kleinen Sattel zwischen Kamor und Hohenkasten. Wie die noch unerleuchtete Berglandschaft gegen den rothellen Himmel stand, wie die Strahlenkrone langsam von unsichtbaren Händen über die harten, dunklen Gebirge gehoben wurde, wie dann die höchsten Spitzen aufflammten ringsum und die Sonne endlich über die Zacken des Horizontes in das Himmelsgefilde trat, die tauglitzernden Bergwiesen, auf denen wir standen, und den ganzen Höhenkranz übergiessend — es war das ewige Schauspiel, wie das Licht die Welt schafft aus dem Chaos Nacht, in dem sie immer wieder versinkt, Form und Farbe verliert, überflutet vom Schatten, um aufs neue vom Tage gestaltet zu werden. Im dunklen Duft des Tals glänzt weithin silbern gewunden der Strom auf. Neben ihm, in willkürlichen Linien, ein Strich, die linksrheinische Talstrasse. Flecken und Dörfer.

Der Hohekasten, dessen Gipfel wir in wenigen Minuten erreicht haben, ist nur

etwa 1800 m hoch. Er ist trotz dieser verhältnismässig geringen Höhe ein bevorzugter Aussichtspunkt; nicht nur, weil er einen der schönsten Nahblicke ins Säntisgebirge bietet, sondern vor allem, weil er durch das breite Rheintal von der östlichen und südlichen Bergwelt so weit abgerückt ist, dass die nahen Vorberge nicht zu viel Ferne verdecken können und das Ganze wundervoll zum Bilde zusammenschliesst. Die Aussicht nach dieser Seite hat Grösse und Mannigfaltigkeit des Vordergrundes, die Bildgesamtheit dadurch schöne klare Gliederung.

Wir müssen zu der kleinen Einsattelung zurück und beginnen die Gratwanderung in südwestlicher Richtung, so wie die Züge des ganzen Gebirges streichen. Rechterhand haben wir das an den Hängen bewaldete grüne Tal des Sämbtiser Sees; linkerhand das Rheintal, das sich oft hinter der Schneide des Grates, sobald der Weg von ihr abweicht, oder hinter den Felsengipfeln der Stauberenkanzel, der Häuser, des Ambos, die wir rechts des Kammes umgehen, birgt, und wenn der Pfad wieder auf die grasige Höhe tritt, jedesmal mit neuer Herrlichkeit in seiner freien Weite auftaucht.

Der starke Unterschied der Meereshöhe beider Talebenen, zwischen denen wir hinschreiten, und der ganz verschiedene Charakter der beiden Gründe, in die wir rechts und links hinunterschauen, weckt recht das Gefühl, dass wir auf einem landschaftlichen Grenzpfad wandern. Was hat das einsame, strassenlose, mit ein paar Holzhütten besiedelte Hochtal und sein stiller See zu tun mit dem breiten Völkerwege da unten, auf dem Römerzüge und deutsche Kaiserheere hinzogen? auf dem jetzt gar zwei Eisenbahnlinien nebeneinander laufen?

Wir lagern uns am Fuss einer der Felsenzinnen, die diesen Grat krönen. Ich lehne mich ganz zurück und trinke das unendliche Blau, in dem duftige weisse Sommerwolken ziehen. Wie die graue, verwitterte Zinne hineinragt, als wollte sie, ein ungefüger roher Steinpfeiler, die azurne Decke des ewigen Gewölbes tragen. Ein paar kleine, schnelle Bergvögel umfliegen die Wand, die sich im Zuge der Wolken über mich zu neigen scheint. Ich gebe mich diesem Gefühl der auf mich zukommenden Bewegung fast träumend hin und mir ist, als schwebe jetzt auch der Hang, auf dem wir lagern.

Die Rast war kurz. Ich sprang auf. Fest ruht wieder der Grund, auf dem wir stehen, und unbeweglich ragt der Fels. Wir gehen jetzt auf dem Furgglenfirst, der nach der Rheinseite steil und steinig abfällt, so dass er, von dort aus gesehen, fast unersteiglich ausschaut. Hinter ihm ist der Grat durch die Saxerlücke, die ihren Namen von dem kleinen Rheinstädtchen Sax erhielt, hundert Meter tief zerrissen. Die beiden Täler rechts und links fesseln hier den Blick nicht mehr. Denn unmittelbar vor ihm über der Saxerlücke tut sich eine der gewaltigsten Bergszenerien auf: die Kreuzberge. Es sind die im Durchschnitt 2000 m hohen, gefährlichsten Klettergipfel des ganzen Gebirges, die schon manches Opfer gefordert haben; acht Spitzen, von denen die sechste noch keines Menschen Fuss betrat, und die erste nur mit Hilfe einer langen Leiter einmal erreicht worden ist. Die Schwierigkeiten der Besteigung auch der jährlich einige Male bezwungenen Kreuzberge dürften etwa der der Türme von Vajolet entsprechen. Eine wilde Dolomitenlandschaft liegt vor uns: eine zerrissene und zerspaltene Riesenmauer starrt aus grünem, steil aufsteigendem Alptal empor, als solle sie die einsame Alp gegen das Rhein-

tal schützen; Zacken, Risse, in ganzer Höhe hineingesprengte Kamine; ein geborstener, wie mit stumpfem Schwert zerhackter Grat, in grauer Verwitterung.

Und noch ein unvergleichliches Bild liegt auf unserer Wanderung: der Fählensee. Wir sind zur Saxerlücke hinabgestiegen, und weiter bis zur Alp Bollenwies, die nur noch eine niedrige Bodenwelle von dem eng zwischen Felsen eingebetteten Fählensee trennt. Da liegt er vor uns. Es ist hoher Mittag. Und die unendliche schwebende Einsamkeit, die das Gebirge um diese Stunde hat, wenn die Sonne am tiefsten in seine Täler hineinschaut und alle Berge im weichen, lösenden Duft liegen, der die Fernen trinkt und die Nähen einhüllt, ist um uns. Ich muss an den wundervollen Vers des grössten Dichters der Berge, Konrad Ferdinand Meyers, denken: „Der Mittag ist des Berges Geisterstunde."

Reglos ist der klare, durchsichtige Spiegel. Die uralten Wände, zwischen denen er eingebettet ist und die sich ringsum zu ihm absenken, als wollten sie ihre verwitterten Züge in ihm beschauen, lassen keinen Wind die Silberfläche trüben. Das ist es: nicht die Einsamkeit allein, auch die jahrhundertalte

Ruhe dieses verlassenen engen Seetales greift uns ans Herz. Die Schlachten der Stürme und Gewitter mögen droben toben, wo Altmann und Hundstein ragen; hier in diese Tiefe, auf den See fällt nur ihr wolkiges Spiegelbild, in all seiner Wildheit keine Welle erweckend.

Der steinige Stiefelpass — ich habe rückschauend die Stiefelsilhouette deutlich erkennen können — führt uns hinab zur Kälberweid, wo neuer sonnig heisser Anstieg uns erwartet. Die Gesteintrümmer und haushohen Blöcke auf dem Abhang, an dem wir in steilen Wendewegen emporklimmen, stehen, wie in ihren eigenen, steilen Schatten gehüllt, schrägauf im Sonnenduft, als müssten sie auf uns niederstürzen. Von den Felsen des Gabelschutzes, rechts vor uns, die oben grüne Matten tragen, klingt Ziegengeläut herab. Wir haben die Bogartenlücke erreicht. Wir klettern noch ein paar Mannshöhen an dem steilgestuften Marweserkopf hinan, um Edelweiss zu pflücken. Eine Inschrift, die an einen abgestürzten Edelweissucher erinnert, gemahnt zu doppelter Vorsicht. Es gelingt. Und nun steigen wir im späten Nachmittag über steile Hänge, die mit Blöcken beschüttet

und von Alpenrosenstauden überwuchert sind, vorsichtig hinab, Wasserauen zu, das uns schon aus dem Schwendital entgegen grüsst.

Von demselben Verfasser erschienen ferner folgende Dichtungen und Prosaschriften, die zur Landschaft des Bodensees in Beziehung stehen, bei Georg Müller Verlag, München:

Der Jude von Konstanz

Eine Tragödie in 5 Aufzügen, geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50

Die „Kölner Volkszeitung“ schreibt bei Gelegenheit der Uraufführung in Köln:

„Selten ist einer hiesigen Erstaufführung ein solcher Erfolg beschieden gewesen, wie der gestrigen, als der Verfasser nach jedem der drei Akte oftmals vor die Rampe gerufen wurde . . .“

Nach der „Täglichen Rundschau“ vom 20. November 1906

verdient das Werk „den entschiedenen Erfolg, den stürmischen Beifall, den es beim Publikum fand. Er zielt insbesondere auf eine kernhafte Dramatik, wie sie die innere Gesetzmässigkeit der dramatischen Dichtform verlangt.“

Gedanken zum Drama

und andere Aufsätze über Bühne und Literatur geh. Mk. 3.—, geb. Mk. 4.50

(darin der Essay über Mesmer)

In anderen Verlagen:

Hohenklingen

Eine Zeit in Bildern und Gestalten.

Droste-Hülshoff

Ein Essay.













